Chr. v.Schmidt

Der Kanarienvogel

Das Johanniskäferchen

Das Johanniskäferchen



Der Kanarienvogel.

Eigenthum u. Verlag von G. J. Manz in Regensburg.

Der Kanarienvogel.

Das Johanniskäferchen.

Die Waldkapelle.

Drei Erzählungen

für

Kinder und Kinderfreunde,

von dem

Verfasser der Ostereier.

[illegible]
[illegible]
[illegible]

Regensburg.
Druck und Verlag von G. Joseph Manz.

Der Kanarienvogel.

Das Johanniskäferchen.

Die Waldkapelle.

Drei Erzählungen
für
Kinder und Kinderfreunde.

Von dem
Verfasser der Ostereier.



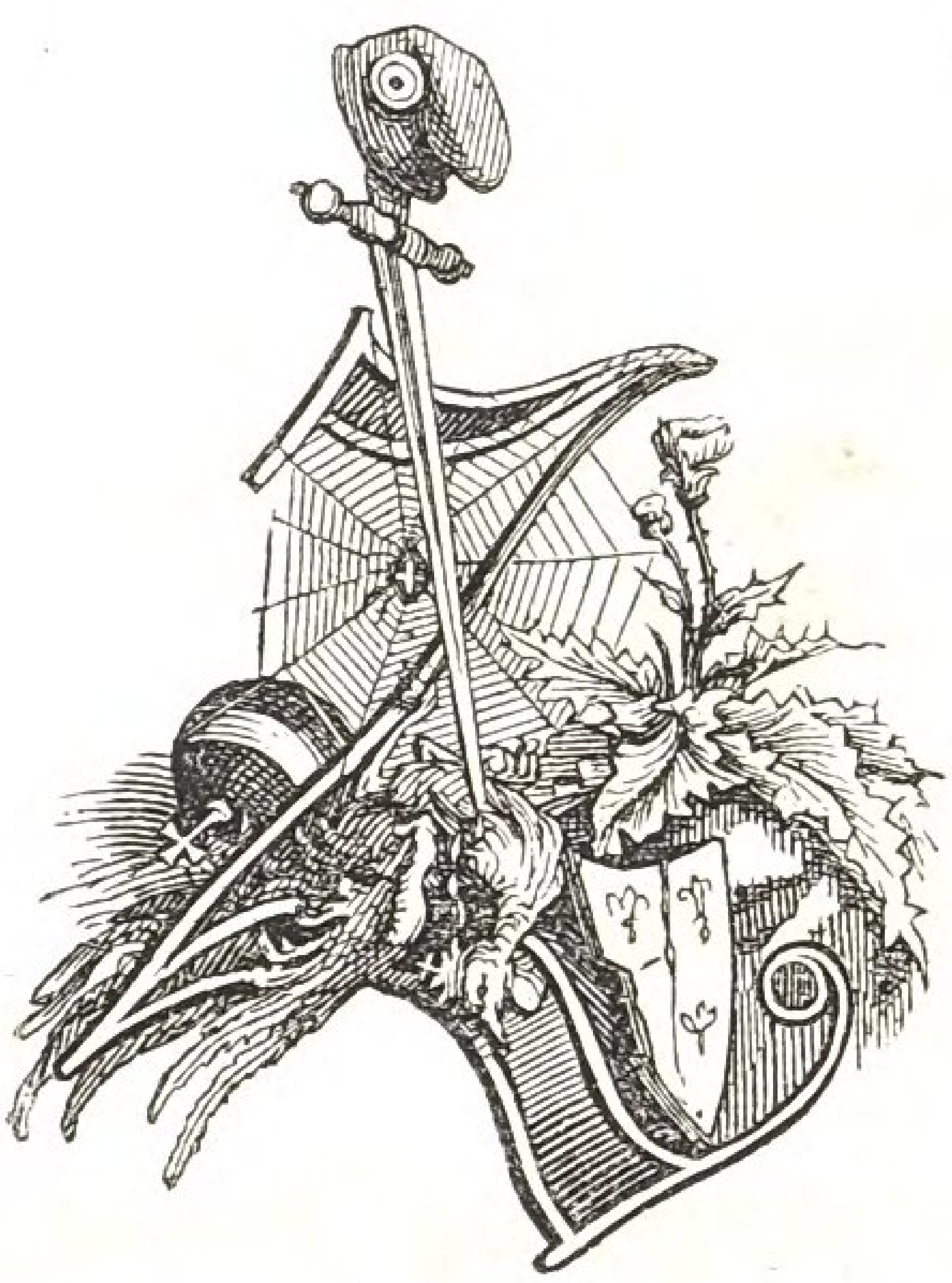
Neue illustrirte Originalauflage.
(Zweiter Abdruck.)

Mit Stahlstich und feinen Holzschnittbildern.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1869.

Der Kanarienvogel.

I.
Die Familie Erlau.



Zu jenen unglücklichen Zeiten Frankreichs, da der alte Königsthron umgestürzt, und eine Menge adeliger Familien in das tiefste Elend versetzt wurde, lebte jenseits des Rheins die Familie von Erlau. Herr von Erlau war ein sehr edler, vortrefflicher Mann, seine Gemahlin eine sehr gute, liebenswürdige Frau, und ihre beiden Kinder, Karl und Lina, waren die treuen Ebenbilder der Eltern. Sobald jene furchtbaren Unruhen,

die ganz Europa so viel Blut und so viele Thränen kosteten, ausgebrochen waren, zog Herr von Erlau sich aus der Hauptstadt auf sein entlegenstes Landgut, zwischen dem Rheine und dem Vogesischen Gebirge, zurück. Hier auf seinem Schlosse, das nebst dem dazu gehörenden Dörfchen von Felsen, Weinbergen, Kornfeldern und ganzen Wäldchen fruchtbarer Bäume umgeben war, lebte er, entfernt von Welthändeln, mit den Seinigen in der tiefsten Stille. Seine Unterthanen, die ihn als ihren größten Wohlthäter ehrten und ihn sonst nur einige Wochen im Jahre zu sehen bekamen, freuten sich sehr, ihn jetzt beständig in ihrer Mitte zu haben. Er that ihnen unbeschreiblich viel Gutes. Die Gegend umher glich einem Garten; der edle Mann aber suchte sie durch Veredlung der Bewohner zu einem Paradiese zu machen.

Der vortreffliche Vater schätzte sich glücklich, daß er hier Zeit fand, der Lehrer seiner Kinder zu werden. Die seligsten Stunden waren ihm jene, in denen er sie in der Religion unterrichtete. Er war fest überzeugt, daß allein die Religion

den Menschen wahrhaft bilden, ihm einen wahren Werth geben, ihn beglücken, und in Noth und Tod trösten könne. Die edle Mutter, die von den nämlichen Gesinnungen durchdrungen war, wohnte diesen Unterrichtsstunden immer bei, und sprach aus ihrem gefühlvollen, frommen Mutterherzen auch hie und da ein treffendes Wort dazu. Mit besonderer Rührung redete der Vater, jetzt zur Zeit der Gefahr, von Gottes heiliger Vorsehung und dem Vertrauen auf Gott. Die Mutter vergoß, wann sie ihre Kinder, die durch diese zerrüttete Welt durchkommen sollten, so anblickte, und wann dann der Gedanke an jene allwaltende Liebe dort oben ihr Herz ergriff, Thränen der Wehmuth und der Freude, und ihre Worte waren Geist und Leben. Was so aus dem Herzen kam, drang auch zu Herzen. Die guten Kinder hörten voll Aufmerksamkeit und voll Andacht zu, und gar oft glänzten auch ihnen die hellen Thränen in den Augen. Eltern und Kinder waren, trotz der Gefahren, die ihnen ringsumher drohten, heiter und getrosten Muthes.

Außer dem allerwichtigsten Gegenstande, der Religion, unterrichtete der Vater die Kinder in allen übrigen nothwendigen und nützlichen Kenntnissen; ja er unterließ nicht, ihnen dasjenige beizubringen, was zur Zierde gehört, und das menschliche Leben angenehmer macht. Er spielte unter Anderm vortrefflich Klavier, und sang so überaus lieblich, daß er nicht leicht von Jemand, als von seiner Gemahlin, übertroffen wurde. Er unterrichtete daher den kleinen Karl im Klavierspielen und die sanfte Lina im Singen.

An einem trüben, schauerlichen Abende gegen Ende des Winters saßen einmal Vater und Mutter, Karl und Lina, in dem warmen, hellerleuchteten Zimmer an dem prächtigen Flügel beisammen; denn Musik und Gesang waren zu dieser Jahreszeit ihre gewöhnliche Abendunterhaltung. Der Vater hatte ein kleines Liedchen eigens für die zwei Kinder verfaßt, eine leichte gefällige Melodie dazu gesetzt, und die Klavierbegleitung so eingerichtet, daß der Knabe mit seinen kleinen Fingerchen damit zurecht kommen konnte. Die Mutter

wußte davon noch nichts; die Kinder wollten ihr mit dem Liedchen eine unvermuthete Freude machen. Nachdem nun die Mutter mit ihrer unvergleichlichen Stimme einige geistreiche Arien, die der Vater mit lieblichen Saitentönen begleitete, gesungen hatte, sprach er: „Nun, Karl und Lina, laßt ihr eure kleinen Künste hören!“ Karl setzte sich an den Flügel und spielte, und Lina sang mit ihrem zarten Stimmchen, etwas schüchtern, aber ungemein lieblich das

Liedchen:

Ich habe Muth
In aller Noth;
Denn gut, o gut!
Ist unser Gott!

Die Blitze droh'n,
Der Donner kracht!
Gott winkt — entfloh'n
Ist ihre Macht.

Und wenn auch bricht
Der Bau der Welt —
Ich zittre nicht,
Da Gott mich hält.

Wer auf Ihn schaut
Mit stetem Blick,
Auf Felsen baut
Der all sein Glück.

Unendlich gut
Und treu ist Gott;
Drum hab' ich Muth,
In jeder Noth.

Die Mutter war über dieses erste Lied ihrer geliebten Kinder entzückt. Kein Concert an dem Königlichen Hofe hatte ihr je so viel Vergnügen gemacht. Sie umarmte ihre Kinder unter Thränen. „Ja," sprach sie, „Gott, der euch bisher schützte, wird ferner euer mächtiger Beschützer sein." — —



Da wurde plötzlich die Thüre des Zimmers aufgerissen, da drangen bewaffnete Nationalgarden in ihren Uniformen mit Ungestüm in das Zimmer, da zeigte der Anführer den Verhaftsbefehl vor, da wurde der edle

Vater ergriffen; ohne Widerrede und auf der Stelle sollte er in das Gefängniß der Stadt abgeführt werden. Er sei als ein Königlichgesinnter und als ein Feind der Freiheit angeklagt worden — war der Grund, den der Befehl angab. Die Mutter warf sich dem rauhen Manne zu Füßen, der mit schwarzen, funkelnden Augen, wild in die Stirne hineinhängenden schwarzen Haaren und einem fürchterlichen Backenbarte trotzig vor ihr stand. Sie rang die Hände; heiße Thränen rannen über ihre von Schrecken bleichen Wangen. Auch die beiden Kleinen erhoben bittend und flehend ihre zarten Händchen, den Vater nicht mit fortzunehmen. Eine Thräne schlug die andere, und sie konnten vor Schluchzen bald kein Wort mehr vorbringen. Alles war vergebens. Nicht einmal das wurde bewilligt, noch bis an den Morgen, ja nur noch eine Stunde zu warten, um einige Nothwendigkeiten für den traurigen Aufenthalt im Gefängnisse zusammen zu packen. Es blieb dabei. Auf der Stelle mußte er fort; und da die Mutter ihn weinend und lautjammernd umschlang und die Kinder sich um seine Kniee klammerten, so

wurde er ihnen mit Gewalt entrissen und abgeführt.

Der Jammer der Mutter und Kinder war unbeschreiblich. Sie wurden in dem Zimmer bewacht, um in dem Dorfe, wo Herr von Erlau sehr geliebt wurde, weiteres Aufsehen zu verhüten. Der Mutter waren vor Schrecken die Knie gebrochen. Weinend, mit gerungenen Händen und die nassen Augen zum Himmel gerichtet, saß sie in einem Armsessel; ihre Kinder drängten sich schluchzend und jammernd zu ihr. Indeß faßte sich die edle, fromme Mutter bald wieder. „Laßt uns, meine liebsten Kinder,“ sprach sie, „das Vertrauen auf Gott nicht so schnell aufgeben! Dieses große Leiden ließ Gott über uns kommen. Er wird uns Gnade geben, es zu tragen. Er wird es zu unserm Besten lenken, und es dereinst in Freude verwandeln. Laßt uns denn getrost und vertrauensvoll sagen: Herr, dein Wille geschehe!“

II.

Die Mutter auf der Flucht.

Die unglückliche Frau versuchte Alles, was in ihren Kräften stand, ihren geliebten Mann zu retten. Sie eilte, sobald die Wache abgezogen war, in die Stadt. Sie ging zu den Richtern, sie betheuerte die Unschuld ihres Gemahls; sie berief sich auf das Zeugniß der ganzen Nachbarschaft, wie still, wie zurückgezogen er gelebt, wie er an den Welthändeln nicht den geringsten Antheil genommen, nicht einmal darüber mit Jemand gesprochen habe. Sie warf sich den Richtern zu Füßen. Allein es war nicht anders, als redete sie zu steinernen Bildsäulen. Keiner wurde zum Mitleid bewegt.



Sie erhielt nicht einmal die Erlaubniß, ihren Gemahl im Gefängnisse zu besuchen. Sie mußte sogar hören, in wenigen Tagen werde er eines blutigen Todes sterben.

Als sie nach drei Tagen auf ihr Landgut zurück kam, war das Schloß von Soldaten besetzt. Man hatte ihr Vermögen in Beschlag genommen, das Schloß geplündert und zu einer Kaserne eingerichtet. Sie wurde nicht mehr hineingelassen und ging traurig weiter. Sie jammerte und weinte um ihre Kinder; denn niemand wußte ihr zu sagen, wo sie wären. Alle ihre Leute waren zerstreut. Es war bereits spät am Abend. Sie wußte nicht, wohin sie sich wenden, wo sie übernachten sollte.

Da begegnete ihr in der Dämmerung Richard, ihr alter treuer Diener, und sprach zu ihr: „Liebe, gute gnädige Frau! Sie stehen jeden Augenblick in Gefahr, verhaftet zu werden. Sie haben sich im Eifer einige Worte von himmelschreiender Ungerechtigkeit und Grausamkeit, von Unterdrückung unter dem Scheine der Freiheit entfallen lassen.

Uebelgesinnte haben diese Worte aufgefangen und sie gehörigen Orts hinterbracht. Es ist für Sie kein anderes Rettungsmittel mehr, als schleunige Flucht. Sie zu verbergen, ist mit zu vielen Gefahren verbunden. Ihren Gemahl können Sie nicht retten; Ihr Dableiben würde nur dazu dienen, Sie selbst zu verderben. Ihre Kinder sind in meinem Hause. Kommen Sie mit mir dahin! Mein Bruder, der alte Fischer am Rheine, ist schon berichtet. Ich begleite Sie noch diese Nacht zu ihm und er bringt Sie dann mit ihren Kindern sicher über den Rhein. So retten Sie wenigstens Ihr Leben."

Sie kam in das Haus des guten Richard, das unten im Dorfe stand. Allein ein neuer Jammer wartete hier auf sie. Lina war eben an dem Tage, da sich die Mutter in die Stadt begab, vor Schrecken und Jammer krank geworden. Die Krankheit hatte diesen Abend sehr zugenommen. Das arme Fräulein lag in einem heftigen Fieber. Sie war nicht bei Sinnen und kannte ihre Mutter nicht einmal. Die Mutter wollte nun durchaus bleiben

und ihr liebes krankes Kind selbst verpflegen. Der Arzt, der eben zugegen war, widerrieth ihr das sehr ernstlich. „Die Kranke,“ sagte er, „wird es nicht lange mehr treiben, sie wird nicht mehr zu sich selbst kommen, sie ist schon als todt zu betrachten. Die Gegenwart der gnädigen Frau kann dem guten Kinde zu nichts mehr dienen. Es ist Pflicht, auf Ihre eigene Rettung zu denken.“



Die tiefbetrübte Mutter stand todtenbleich und mit rothgeweinten Augen an dem Krankenbette und konnte sich nicht zur Abreise entschließen. Der Arzt

nahm sie unter dringendem Zureden sanft beim Arme, um sie hinweg zu führen. Sie that ein paar Schritte gegen die Thüre, schauderte zusammen, wandte sich mit weit ausgebreiteten Armen wieder um, umfaßte ihre Tochter und rief mit dem Ausdrucke des innigsten Schmerzens: „Nein, liebes Kind, ich kann dich nicht verlassen. Ich achte mein Leben für nichts! Ich will mit dir sterben."

Der alte Richard und sein gutes Weib baten sie mit aufgehobenen Händen, auf der Stelle abzureisen und versprachen beide heilig, für das kranke Fräulein zu sorgen, als wäre sie ihr eigenes Kind. „Die Nacht ist angebrochen," sagte Richard. „Nur unter ihrem schützenden Dunkel ist es möglich, zu entfliehen. Jeder Verzug bringt Gefahr — und kann nicht nur Ihnen, beste gnädige Frau, sondern auch mir und meinem Weibe das Leben kosten. Denn Jemand über Nacht zu behalten, ohne es vorher anzuzeigen — ist bei Todesstrafe verboten."

„Nun denn, du liebe, holde Lina," sprach jetzt die bestürzte Mutter zu ihrer Tochter, „wenn ich dir denn in dieser Welt keinen Dienst mehr er-

weisen kann, wenn mein Hierbleiben zu nichts dienen würde, als diese guten, alten Leute auf das Blutgerüste zu bringen — so will ich denn in Gottes Namen gehen. Lebe wohl, liebster Engel, zieh' hin in die Wohnungen des Friedens, wo die Unschuld nicht mehr leidet, wo keine Thräne mehr geweint. wo liebende Herzen nicht mehr getrennt werden."

Der kleine Karl, der neben der Mutter stand, nahm seine Schwester weinend und schluchzend bei der Hand und sagte: „Sei froh, liebe Lina, du wirst nun ein schöner Engel im Himmel. Dort hast du es besser, als hier auf Erden, wo wir immer so in Furcht und Aengsten leben müssen. O, wie gern ging ich mit dir!"

Die Mutter kniete jetzt an dem Krankenbette der geliebten Tochter nieder und sprach, zum Himmel aufblickend: „Dir, o Gott, sei sie denn zum Opfer gebracht und Deiner Gnade und Erbarmung ganz und gar übergeben!" Sie schwieg einige Augenblicke — stand dann schnell auf — küßte Lina — nahm Karl bei der Hand — und eilte zitternd und bebend, ohne umzusehen, zur Thüre hinaus.

Frau von Erlau begab sich nun auf die Flucht. Der treue Diener hatte einige Nothwendigkeiten für die Reise zusammen gebracht. Er schritt schwer beladen voraus. Die arme Frau, mit einem Päckchen unter dem Arme, folgte ihm und führte den geliebten Knaben, der auch ein kleines Bündelein trug, an der Hand. Kein Wort wurde gesprochen. Die Nacht war höchst unfreundlich. Es stürmte und regnete fürchterlich. „Dieser Sturm, diese Regengüsse, diese schauerliche Finsterniß," sagte endlich der alte Mann leise, sind lauter Wohlthaten Gottes. Sie schützen uns vor unsern Verfolgern. Bei einer lieblichen, mondhellen Nacht würden wir sicher entdeckt. So zielt Alles, was uns schrecklich dünkt, immer zu unserm Besten ab. So ist es mit allen Trübsalen, Stürmen und dunkeln Schicksalen des Lebens."

Sie kamen zur Wohnung des alten Fischers. Sie traten in die kleine, rußige Stube, die von einem düstern Oellichte schauerlich beleuchtet war. Der ehrliche Fischer hieß die Frau und den Knaben in seiner Hütte herzlich willkommen. Bis er

den Kahn mit Hülfe Richards an den Rhein brachte, setzte die Fischerin der Frau und dem



Knaben eine warme Suppe, Brod und etwas Wein vor. Zitternd vor Furcht und Frost genoßen sie etwas Weniges. Nun kamen die zwei Männer zurück. Sie führten die Frau an den Rhein. Der Mond im letzten Viertel war aufgegangen, blickte von Zeit zu Zeit durch zerrissene Wolken und milderte die schreckliche Finsterniß ein wenig. Die gute Frau fühlte einen eiskalten Schauder, als sie in der ungestümen Nacht, in Sturm und Regen, so an dem unermeßlichen, mächtig rauschenden Flusse stand und das kleine armselige Fahrzeug erblickte, das kaum stark genug war, zwei Personen zu tragen. Sie zitterte, als sie nun mit ihrem Kinde einsteigen und über den Fluß fahren sollte.

Die Männer machten ihr aber Muth. Der alte Fischer stieg ein, ergriff das Ruder und sprach mit frommer Zuversicht: „Gott wird uns hinüber helfen."

Richard nahm jetzt Abschied. Der treue Diener hatte bei der Plünderung des Schlosses eine goldene Dose, eine goldene Uhr und ein Paar Ringe mit Edelsteinen gerettet. Diese übergab er nun der Frau von Erlau. Er legte noch etliche Goldstücke, die er in ihrem Dienste erspart hatte, bei — ohne zu sagen, daß sie von ihm seien. Hierauf küßte er ihr unter heißen Thränen die Hand und schloß den Knaben schluchzend in die Arme. „O, meine liebe, gnädige Frau!" sagte er. „Ich alter Mann sehe Sie und den lieben Karl jetzt wohl das letzte Mal. Ich kann nichts weiter für Sie thun. Aber Gott wird für Sie sorgen. Er wird Sie noch fröhliche Tage erleben lassen. Einer so guten Herrschaft kann es nicht übel gehen. Ich würde Sie begleiten. Allein vielleicht finde ich noch Mittel, unsern guten gnädigen Herrn zu retten. Ich werde Alles

versuchen." — Alle weinten und schluchzten. Die Mutter empfahl ihm noch einmal, sich ihres Gemahls und ihrer Tochter anzunehmen. Der alte Mann versprach es und half ihr und dem kleinen Karl einsteigen.

Als das Schifflein vom Lande stieß, fiel Richard an dem Gestade auf seine Kniee und erhob die Hände zum Himmel. „Hier will ich knieen und Gott bitten," sagte er, „daß Sie glücklich hinüber kommen. Ich will nicht mehr von meinen Knieen aufstehen, bis mir mein Bruder die frohe Botschaft bringt, Sie seien gerettet. Wollte Gott, ich könnte Ihnen von Ihrem lieben Gemahl und Ihrer geliebten Tochter noch einmal die nämliche frohe Nachricht bringen."

III.

Der ehrliche Tyroler.

Frau von Erlau war mit ihrem Knaben glücklich über den Rhein gekommen und nun in

Sicherheit. Allein es war für sie hier kein Bleiben. Der Aufenthalt wurde den Ausgewanderten sehr erschwert, und überdieß rückte der Kriegsschauplatz immer näher. Sie reiste nach der Anleitung, die ihr Richard gegeben hatte, längs dem Rheine hin, der Schweiz zu. Ihre Baarschaft schmolz sehr zusammen. Der Aufenthalt in der Schweiz wurde ihr als zu kostbar geschildert. Man rieth ihr, in Schwaben ein Unterkommen zu suchen. Nach mehrerem vergeblichen Hin- und Herreisen kam sie bis an die Grenzen Tyrols. Endlich erhielt sie durch die Vermittlung eines Menschenfreundes die Zusage, ein alter Tyroler wolle sie in seine Hütte aufnehmen.

Sie machte sich mit ihrem kleinen Karl unverzüglich auf die Reise; ein Wegweiser, der zugleich das Gepäck trug, ging vor ihr her. Sie kam über hohe Berge und durch tiefe Thäler. Als sie wieder einen Berg erstiegen hatte, erblickte sie in einer schauerlichen Tiefe ein schmales, grünes Thal. Rechts im Thale, unten an einem düstern, weit überhangenden Felsen, lagen einige

niedrige, hölzerne Hütten mit flachen, fast ebenen Dächern; aus ihrer Mitte ragte, glänzend grau wie Atlas, das hölzerne Schindeldach nebst der Thurmspitze einer kleinen Kapelle empor. Links des Thales zog sich ein schwarzer Tannenwald hin, hinter dem sich zwei Berggipfel zu den Wolken erhoben; sie waren, obwohl in den Thälern schon Alles grünte und blühte, noch ganz mit Schnee bedeckt. Der Wegweiser zeigte mit dem Reisestab in die Tiefe und sagte: „Dieß ist Schwarzenfels! Hier unten wohnt der ehrliche Alte, der Sie aufnehmen will.“ Frau von Erlau seufzte und stieg den schmalen Fußsteig hinab.

Der alte Tyroler, der sie heute erwartete, ein noch blühender Greis, kam ihr mit froher, freundlicher Miene entgegen. Auf unsere Art von Höflichkeit verstand er sich nicht; Jemanden Sie oder Ihr zu nennen, war ihm ungewohnt. Indeß hatte er doch ein sehr richtiges Gefühl für Wohlanständigkeit. Er prangte heute, der fremden Frau seine Achtung zu bezeigen, in seiner grauen Sonntagsjacke nebst dem scharlachrothen

Brusttuche, und trug seinen schönen, grünen Hut mit einer krummen Hahnenfeder auf dem Kopfe.



„Grüß' dich Gott, gnädige Frau," sagte er; „es ist mir lieb, dich mit deinem Herrn Büberl unter meinem Dache beherbergen zu können."

Die Tyrolerin, eine freundliche Alte, mit weißen Haaren und rothen Wangen, stand unter der Hausthüre. Sie war sehr reinlich gekleidet, trocknete, da sie eben aus der Küche kam, erst an

der weißen Schürze die Hand ab, reichte sie dann der gnädigen Frau und sagte: „Grüß' dich Gott, du liebe Frau. Das Essen ist gleich fertig: du mußt aber mit Wenigem vorlieb nehmen; bei uns gibt es fast nichts, als Milch und Butter, Haberbrod und Erdäpfel."

Der Tyroler führte die Frau in ein Nebenstübchen, dessen kleines Fensterlein die Aussicht auf den düstern Tannenwald und die zwei Schneeberge hatte. Die ganze Einrichtung des Stübchens bestand aus einem Tische, einer Bank und einem Paar Stühlen von Tannenholz und aus einem glänzend grünen irdenen Ofen, der zugleich zum Herde diente; nebenzu war noch ein kleines ärmliches Schlafkämmerchen. Indeß dankte die Frau Gott, dieses Plätzchen gefunden zu haben.

Sie richtete ihr kleines Hauswesen ein, so gut es die Umstände erlaubten. Sie kochte selbst und brachte die übrige Zeit mit Stricken und Nähen zu, womit sie doch immer Einiges verdiente. Ihren Karl zu beschäftigen, machte ihr die meiste Sorge. Ihn selbst zu unterrichten,

fehlte es ihr an Büchern, und überdieß hatte er auch schon angefangen, Latein zu lernen. Als sie eines Morgens eben bekümmert darüber nachdachte, wurde das kleine Glöcklein in der Kapelle geläutet. Die gute, fromme Tyrolerin kam eilig herein und sagte, der Herr Pfarrer aus dem Dorfe jenseits des Berges werde heute die heilige Messe dahier lesen. Frau von Erlau begab sich mit ihrem Karl sogleich in die Kapelle. Der Pfarrer hielt eine kleine Anrede, die ihr sehr zu Herzen ging. Sie sprach nach dem Gottesdienste mit ihm und fand an ihm einen sehr einsichtsvollen, frommen, liebreichen Mann. Er versprach, die nöthigen Bücher zu bestellen, und dem Knaben jeden Nachmittag ein paar Unterrichtsstunden zu geben, wenn er sich über den Berg bemühen wollte.



Karl verstand sich dazu mit Freuden, und war, seit er wieder ein bestimmtes Geschäft hatte, noch

einmal so vergnügt. Er konnte jedesmal kaum das Mittagessen abwarten, um mit seinen Büchern nur recht bald über den Berg zu kommen. Indeß hatte der arme Knabe, zumal wenn es mehrere Tage nach einander regnete und er nicht ausgehen konnte, fast gar keine Unterhaltung. Die verständige Mutter hielt eine unschuldige Erholung für eben so nöthig, als die Arbeit. Sie war darauf bedacht, ihm beides zu verschaffen.

In dem Tyrol werden viele Kanarienvögel gezogen, und dann von eigenen Händlern außer Landes weit und breit umher verkauft. Auch der alte Tyroler hatte eben mehrere junge, vorzüglich schöne Kanarienvögel beisammen. Karl bat seine Mutter, da diese Vögel hier so wohlfeil wären, ihm einen zu kaufen. „Zu Hause," sagte er, „hatte Lina immer ein solches Vögelein. Kauf mir doch eines, so haben wir hier zwischen diesen Felsen und Wäldern doch etwas, das uns an unser liebes Vaterland erinnert!" Die gute Mutter war dazu bereit, und der Knabe suchte sich den schönsten Kanarienvogel aus allen heraus, der

demjenigen, den seine Schwester ehemals hatte, am ähnlichsten war.

Karl hatte an dem gelben Vögelchen mit den hellen glänzendschwarzen Aeuglein die größte Freude. Es wurde bald zahm, flog ihm auf den ausgestreckten Zeigefinger, und pickte ihm Brosamen von den rothen Lippen. Wenn er schrieb, flog es herbei, rupfte an der Schreibfeder und pickte ihn in den Finger, so daß er, obwohl ihm der Scherz gefiel, es öfters einsperren mußte, um in seiner Arbeit nicht gehindert zu werden. Als das Vögelein anfing zu singen, konnte Karl den Gesang gar nicht genug loben. „Du mußt ihm ein schönes Stückerl pfeifen lehren!“ sagte einmal der Tyroler. Karl glaubte, der Alte scherze; er wußte noch nicht, daß man Vögel abrichten könne. Der Tyroler langte eine kleine Pfeife, die er ein Flaschinetterl nannte, hervor. „Ei,“ sagte Karl, „das ist ja eine unvergleichlich schöne, kleine Flöte von Elfenbein!“ Der Tyroler spielte ihm ein Tänzchen vor und zeigte ihm die Griffe. Karl war über den hellen, reinen Ton entzückt, faßte,

da er sehr viel Talent zur Musik hatte, Alles sehr leicht, und konnte bald ein jedes Stückchen, das er hörte, sogleich spielen. Er spielte nun



dem Vogel sehr oft ein und das nämliche Stückchen vor und als der Vogel es endlich das erste Mal genau und ohne Fehler sang, hüpfte Karl vor Freude und die Mutter sagte lächelnd: „Mache nur, daß du deine Lektion auch immer so pünktlich und ohne Anstand aufsagen könnest, wie der Vogel.“ Der Kanarienvogel und die kleine Flöte

machten dem muntern Karl und selbst der Mutter, zumal wenn Sturm und Regen sie in ihre düstre Stube verschloß, manche heitere Stunde.

Indeß lag der edlen Frau das Schicksal ihres Gemahls und ihrer Tochter beständig im Sinne und verursachte ihr manchen traurigen Tag, manche schlaflose, thränenvolle Nacht. Sie suchte freilich beständig, Nachricht zu erhalten. Allein immer vergebens. Die einzigen Nachrichten aus Frankreich, die zu ihr gelangen konnten, waren in den Zeitungen enthalten. Der Herr Pfarrer sendete ihr dieselben jede Woche ein Mal durch Karl, denn er selbst erhielt sie nicht öfter. Eines Abends kam Karl fröhlich nach Hause, brachte die Zeitungen mit, packte sie aus seiner Theke aus und sagte: „Der Herr Pfarrer hat zwar nicht Zeit gehabt, sie ganz zu durchlesen; indeß hat er doch so viel gesehen, daß sie viele gute Nachrichten enthalten.“ Die Mutter las begierig und fand, daß die Nachrichten vom Kriege wirklich sehr gut lauteten. Sie schöpfte Hoffnung, bald wieder in ihr geliebtes Vaterland zurückkehren zu dürfen.

Aber sieh! am Ende der letzten Zeitung befand sich eine lange Liste von Edelleuten, die wegen ihrer Vorliebe zu der alten Verfassung hingerichtet worden. Und unter diesen fand sie auch den Namen ihres Gemahls, Heinrich von Erlau. Sie erschrack, als hätte sie ein Donnerschlag getroffen. Das Blatt fiel ihr aus den Händen und sie sank in Ohnmacht. Es währte lange, bis die Leute im Hause, die auf Karls Jammergeschrei herbei eilten, sie wieder zurecht brachten. Sie verfiel in eine gefährliche Krankheit. Man zweifelte an ihrem Aufkommen, und der arme Knabe, der keinen Augenblick von ihrem Bette kam, welkte zusehends dahin. Der alte Tyroler sagte öfter kopfschüttelnd und von Herzen bekümmert: „Der kommende Herbst wird wohl seine Blätter auf das Grab der guten Frau streuen, und auch das arme Kind sieht vielleicht den künftigen Frühling nicht mehr!“

IV.

Der Vater im Gefängnisse.

Der alte, getreue Diener Richard hatte jenseits des Rheins gewartet, bis sein Bruder, der

Fischer, in dem kleinen Kahn wieder zurückgekommen war und ihm die Nachricht von der glücklichen Ueberfahrt der Frau gebracht hatte. Seine größte Angelegenheit war jetzt, seinen guten Herrn von dem Tode zu retten. Denn Richard hielt es für höchst ungerecht, daß derselbe wegen seiner Treue gegen den rechtmäßigen König sollte hingerichtet werden.

Sogleich des andern Tages in aller Frühe eilte er in die Stadt. Er hatte da einen Sohn, Namens Robert, den man gezwungen hatte, unter der Nationalgarde zu dienen. Mit Hülfe dieses muthigen und gewandten Jünglings, den von Zeit zu Zeit die Wache bei den Gefangenen traf, hoffte Richard seinen Herrn aus dem Gefängnisse zu befreien. Richard und sein Sohn machten allerlei Entwürfe, fanden aber keinen ausführbar. Endlich beschlossen sie, der Sohn solle ein aufmerksames Auge haben und die erste beste Gelegenheit, die sich darbieten würde, benützen, den guten Herrn zu befreien. Es zeigte sich aber durchaus keine und Robert gab bereits die Hoffnung auf.

Herr von Erlau wurde endlich zum Tode verurtheilt. Das Urtheil sollte den kommenden Morgen vollzogen werden. Traurig, den Kopf auf die Hand gestützt, saß er noch spät in der Nacht schlaflos in seinem einsamen Gefängnisse.



Man hatte es nicht der Mühe werth erachtet, ihm Licht zu bringen, und dichte Finsterniß umgab ihn. Er dachte an seine Frau, an seine Kinder. Nicht um sich selbst war es ihm, sondern nur um sie. Er wußte nichts von ihnen und war wegen ihres Schicksals sehr bekümmert. Doch, was er bei Anhörung seines Todesurtheils mit einem Blick zum

Himmel gesagt hatte, das war auch jetzt noch seine Gesinnung: „Herr, dein Wille geschehe!"

Er richtete alle seine Gedanken auf Gott. „Bei wem," sagte er unter Anderem, „soll ich in dieser letzten Nacht meines Lebens Trost finden, als bei Dir, liebster Vater im Himmel! Was du geschehen lässest, ist immer das Beste. So mache es denn mit mir und mit den Meinigen nach Deinem göttlichen Wohlgefallen. Willst Du mich meinem lieben Weibe und meinen guten Kindern nehmen, so wirst Du väterlich für sie sorgen und sie in ihrem großen Jammer trösten, und ich will im Vertrauen auf Dich mein Haupt ruhig auf den Block legen, der bereits von dem Blute vieler meiner Freunde gefärbt ist! Willst Du mich aber meinem Weibe und meinen Kindern noch auf eine Zeit schenken, so ist es Dir ein Leichtes, mir die Thüre meines Kerkers zu öffnen und mich der Gewalt meiner Feinde zu entreißen — und mein und der Meinigen ganzes Leben soll dann Dir gewidmet und ein beständiges Dankgebet sein!"

Während der edle Mann in solche Gedanken vertieft war, entstand plötzlich draußen auf dem Gange ein großer Lärmen. Auf einmal wurde die Thüre seines Gefängnisses aufgerissen. Wolken von Rauch drangen herein und furchtbarer Feuerglanz erhellte das dunkle Gefängniß. Ein junger Krieger stand vor ihm und rief: „Um Gottes willen, retten Sie sich!“

Der junge Krieger war Robert, der Sohn des alten Richard. Durch die Unvorsichtigkeit einiger betrunkenen Soldaten war in dem Gebäude, wo die Gefangenen verwahrt wurden, Feuer ausgebrochen. Die Soldaten, die vor den Thüren der Gefangenen Wache hielten, hatten Waffen und Oberkleider abgeworfen und waren zum Löschen herbeigestürzt. Der junge Robert hatte die erste Verwirrung benützt, Kleider und Waffen eines Soldaten zusammengerafft und sich damit eilend zu dem Herrn von Erlau begeben.

„Geschwind ziehen Sie diese Kleider an!“ sprach Robert, und half ihm den Rock anziehen, setzte ihm den Hut mit Federbusch und Kokarde

quer auf den Kopf, schnallte ihm die Säbelkuppel um und gab ihm die Muskete in den Arm. Der Bart, der dem guten Herrn während seiner Gefangenschaft nicht abgenommen worden, machte ihn den verwilderten Soldaten jener Zeit nur desto ähnlicher und vollendete sein kriegerisches Aussehen. „Nun," sprach Robert, „eilen Sie kühn die Treppe hinab und zur großen Pforte hinaus. In dieser Kleidung, hoffe ich, sollen Sie ohne Anstand durchkommen. Dann eilen Sie zu meinem Vater, der sich bei seinem Bruder, dem Fischer am Rheine, befinden wird."

Dem Herrn von Erlau war der Anblick des jungen Kriegers wie die Erscheinung eines Engels und seine Anrede wie eine Botschaft vom Himmel gewesen. Er wußte sich sogleich in seine Rolle zu finden. Mit einem Ernste, als hätte er die wichtigsten Aufträge, eilte er die Treppen hinab, rief den Leuten, die sich mit Feuereimern hineindrängten, mit trotziger Stimme zu: „Platz, Platz!" und kam, ohne angehalten zu werden, hinaus auf die Straße. Mit kühnem Muthe

und starken Schritten ging er nun geraden Weges dem Stadtthore zu und kam, da ihm Robert auch die Parole gesagt hatte, glücklich aus der Stadt.



Nach Mitternacht langte er bei dem Hause des alten Fischers an. Er klopfte an dem Fensterladen. Der Fischer kam heraus — und erschrack nicht wenig. Er glaubte einen Soldaten zu erblicken, der ihn oder seinen Bruder einfangen wolle, weil beide durch ihre Treue und Anhänglichkeit an die Familie Erlau sich viele Feinde gemacht hatten. Allein als der gute Fischer den Herrn von Erlau erkannte, rief er mit erhobenen Händen: „O, Gott Lob!" und führte ihn voll Freude in die Stube. Richard, der hier schon zehn Nächte gewacht und gewartet hatte, stürzte mit dem Ausruf: „O, mein Herr!"

auf ihn zu und beide umarmten sich unter Thränen. Die erste Frage des Herrn von Erlau war nach seiner Gemahlin und seinen Kindern. Richard erzählte, daß die gnädige Frau und Karl gerettet seien, daß Fräulein Lina sehr krank gewesen, daß sie aber wieder gesund sei — und sich hier im Hause befinde. Lina, die in der Nebenkammer schlief, war über den Freudenausruf des guten Richards erwacht und kannte ihren Vater an der Stimme. Mit Freudenthränen eilte sie in seine Arme und auch er benetzte ihre wieder aufblühenden Rosenwangen mit reichlichen Thränen.

Er bestand darauf, noch in der Nacht über den Rhein zu setzen, um dem Lande, das ehemals ein Paradies und nun eine Mördergrube war, zu entkommen. Auf dem nämlichen Schifflein, das seine Gemahlin und seinen Sohn an das jenseitige Ufer gebracht hatte, wollte auch er hinüber auf den damals noch friedlichen deutschen Boden. Er machte sich mit Lina unverzüglich auf den Weg. Der alte Fischer ging voran und Richard, mit einem Felleisen auf dem Rücken,

folgte. Die Nacht war sternhell. In tiefer Stille näherten sie sich dem Rheine, wo das kleine Schifflein im Gebüsche bereit stand. Allein auf einmal hörten sie hinter sich schießen und mehrere rauhe Stimmen riefen: „Halt, halt!" —

Das Feuer im Gefängnisse war bald gelöscht worden. Die Soldaten untersuchten hierauf sehr sorgfältig, ob während des Feuerlärmens und des Löschens keiner der Gefangenen entronnen sei? Zu ihrem großen Verdruße fanden sie das Gefängniß des Herrn von Erlau leer. Der Soldat, der seine Uniform, seine Muskete und seinen Säbel vermißte, schrie wüthend vor Zorn: „In meinen Kleidern und mit meinen Waffen ist er entflohen! Auf und ihm nach!" Sie kamen dem Fliehenden bald auf die Spur. Eine ganze Schaar aufgebrachter Krieger setzte ihm eilig nach. Mit furchtbarem Geschrei rückten sie näher. Die armen Flüchtlinge hatten einen Todesschrecken. Sie eilten, so schnell sie konnten, dem Schifflein zu. Herr von Erlau, mit Lina auf dem Arme, stieg eilends ein; Richard sprang ihm nach. Beide

griffen zu den Rudern und arbeiteten mit Macht. Der alte Fischer, der in dem Schifflein ohnehin nicht mehr Raum gehabt hätte, verbarg sich in einem hohlen Weidenbaume.

Allein das Schifflein war kaum zwanzig Schritte vom Lande, so erreichten die Soldaten das Ufer. Sie fingen an, auf die Flüchtigen zu feuern. Fürchterlich zischten den unschuldig Verfolgten die Kugeln um die Ohren. Herr von Erlau befahl, Lina sollte in dem Schifflein sich niederlegen. Die beiden Ruderer verdoppelten ihre Anstrengung. Eine Kugel durchlöcherte des Herrn von Erlau Hut; ein Paar andere schlugen in Richards Ruder. Das Schifflein, das kaum einen Finger breit über das Wasser ragte, schwankte und ging — beinahe unter. Doch sie entkamen alle unverletzt und erreichten glücklich das jenseitige Ufer.

Herr von Erlau sank auf die Knie, Gott für seine Rettung zu danken; Lina und Richard folgten seinem Beispiele. Hierauf setzten sie sich auf einen umgestürzten Baumstamm, um von

den Anstrengungen auszuruhen. Nachdem sie sich etwas erholt hatten, schritt Richard, der seinen Herrn auch in der Noth nicht verlassen wollte, mit seinem Wanderstabe in der Faust und der schweren Bürde auf dem Rücken, voraus, und sein Herr und Fräulein Lina folgten ihm. Er aber nahm den Weg dem waldigen Gebirge Schwabens zu, das man wegen seiner vielen düstern Tannenwälder den Schwarzwald nennt.

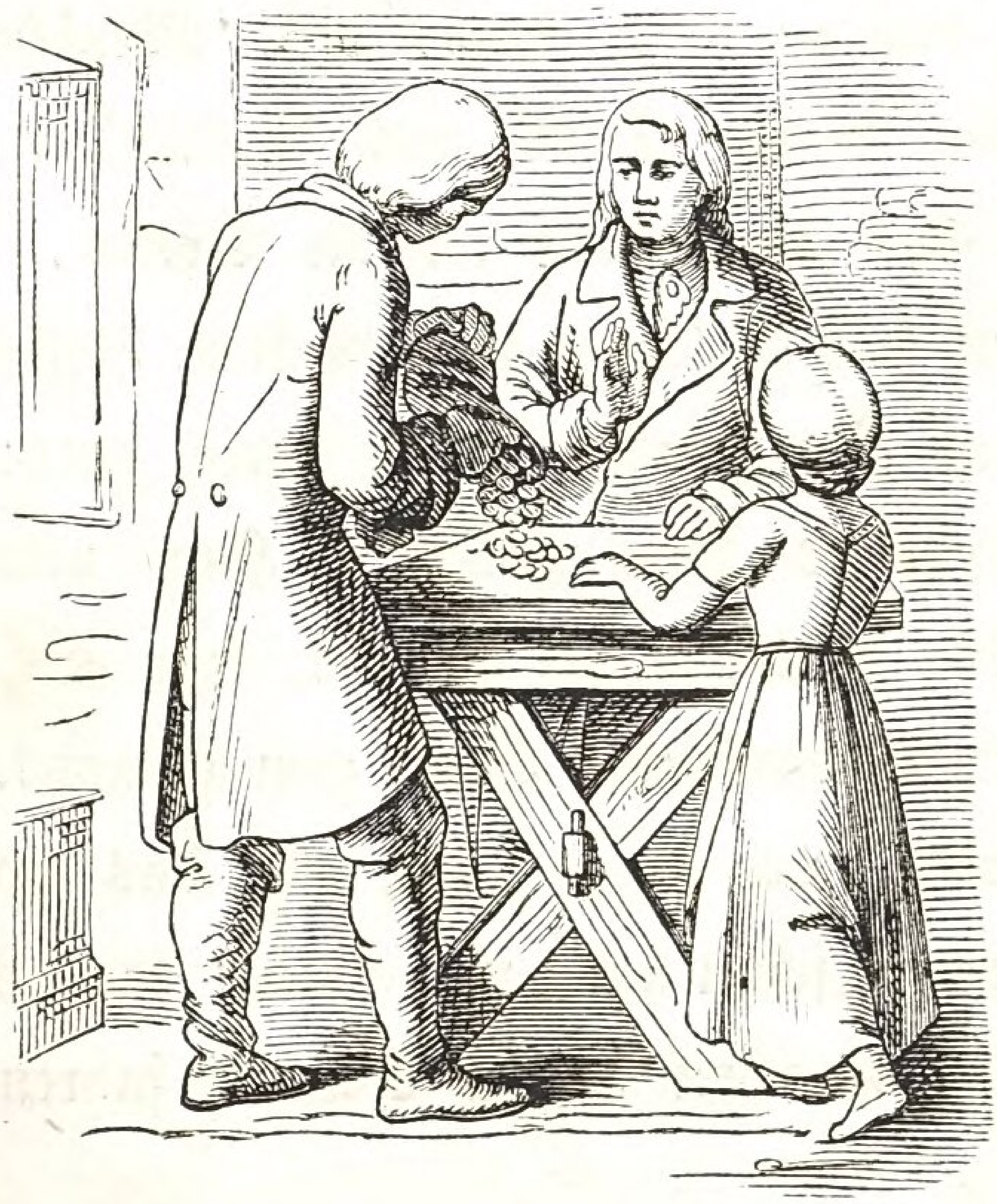
V.

Der treue Diener.

Des Herrn von Erlau größte Angelegenheit war nun, seine Gemahlin aufzufinden. Richard kannte in der Nähe des Schwarzwaldes einen wackern Landmann. Zu diesem gingen sie zuerst, um hier ein Paar Tage auszuruhen und sich zur weiteren Reise anzuschicken. Herr von Erlau hatte aber kaum die ländliche Wohnung betreten, so sprach er schon wieder von der Abreise. „Ich habe keinen ruhigen Augenblick," sagte er zu

Richard, „bis ich meine Frau und meinen Sohn wieder gefunden habe. Du sagst mir wohl, guter Richard, sie seien zuverläßig in der Schweiz. Allein wie wollen wir dahin kommen? Zu Fuß kann meine Lina nicht so weit reisen und hinzufahren vermag ich nicht.“

Nun zog Richard einen Beutel mit Gold heraus und schüttete das Gold auf den Tisch.



„Sie sind nicht so arm, als Sie denken, bester gnädiger Herr!“ sprach er. „Dieß alles ist Ihr

Eigenthum." Herr von Erlau starrte bald das Gold und bald den treuen Diener an. „Da Sie noch wohlhabend waren," sagte Richard, „waren Sie ja auch immer wohlthätig. Wie Vielen haben Sie nicht in der dringendsten Noth Geld vorgestreckt? Einiges von diesem Gelde habe ich nun, während Sie im Gefängnisse schmachteten und ihre Gemahlin auf der Flucht in einem fremden Lande umher irrt, einkassirt. Obwohl es, wie ich nur zu wahr fand, viele Menschen gibt, bei denen weder Dank noch Redlichkeit ist, so traf ich doch auch viele redliche Seelen, die mir nicht nur das Gelehnte zurückstellten, sondern aus Liebe und Dankbarkeit gegen ihren guten Herrn noch Mehreres dazu gaben." Herr von Erlau zählte das Gold. „Es ist viel, sehr viel," sagte er mit einem dankbaren Blicke zum Himmel. „Wie lange wird, wie lange kann aber das währen?" „Wir wollen schon gut haushalten," sagte Richard, „und deßungeachtet in die Schweiz fahren."

Richard kaufte ein Pferd und ein leichtes Bauernwägelein, über das vermittelst einiger Rei=

sen eine Decke von Leinwand gespannt werden konnte, um sich gegen Wind und Regen zu schützen. Sie reisten weiter. Richard ging meistens zu Fuß



neben her. Herr von Erlau und Lina wollten mit ihm abwechseln, allein sie mußten auf dringendstes Bitten des gutherzigen alten Mannes fast immer fahren. So kamen sie bis in die Schweiz. Nirgends aber konnte Herr von Erlau hier eine Sylbe von seiner Gemahlin in Erfahrung bringen. Alle Nachforschungen waren vergebens. Er ward überzeugt, sie müsse einen andern Weg genommen haben. Sie kehrten zurück nach Schwaben.

Indeß waren die Kräfte des guten Herrn durch harte Behandlung im Gefängnisse, Angst und Schrecken bei seiner Verurtheilung, Sorge und Furcht auf seiner Flucht und durch die täglichen Beschwerden der Reise erschöpft. Er wurde krank und mußte in einem kleinen Städtchen Schwabens sich niederlassen, bis er sich wieder erholt haben würde.

Richard miethete ein Paar Zimmer nebst Kammer und Küche, kaufte das nöthigste Hausgeräthe und besorgte, da er in allen häuslichen Geschäften sehr geschickt war, die kleine Hauswirthschaft. Lina half ihm treulich bei und verrichtete von Morgen bis Abend mit tausend Freuden alle jene Arbeiten, die nicht über ihre Kräfte gingen. Herr von Erlau mußte anfangs beinahe immer das Bett hüten. Es brauchte lange, bis er wieder den größten Theil des Tages auf sein konnte. Lina that Alles, ihn gut zu verpflegen, ihn zu erheitern und ihm die Zeit zu verkürzen. Sie wußte ihm alle Tage eine andere Freude zu machen. Sie überraschte ihn bald mit einer neuen

Speise, die sie das erste Mal selbst gekocht hatte, bald mit einem neuen Liede, bald mit einer angenehmen Nachricht. Der Vater gab ihr seine Liebe und Zufriedenheit auf alle erdenkliche Weise zu erkennen.

Jetzt kam Lina's Geburtstag. Sie ging sehr frühe in die Messe, um an diesem Tage Gott zu danken und besonders für ihre Mutter und ihren Vater und für ihren Bruder zu beten. Als sie heim kam, sieh, da standen ihre Lieblingsblumen, die herrlichsten rothen und blauen Levkojenstöcke, in dem Fenster, und ein Kanarienvögelein von der reinsten gelben Farbe und mit einem Schöpfschen, gerade so, wie sie zu Hause eines gehabt hatte, war in einem zierlichen Käfig über den Blumen am Fenster aufgehängt. Die Morgensonne schien ungemein hell und freundlich in das Fenster und machte die schönen Farben der Blumen noch schöner. Lina stand entzückt. Ihr traten über die zärtliche Liebe ihres Vaters die Thränen in die Augen. Sie dankte in den liebevollsten Ausdrücken kindlicher Zärtlichkeit.

„Nimm so vorlieb, gutes Kind!“ sagte der Vater. „Mehr kann ich dir jetzt nicht geben. Als wir noch auf unserm Schlosse waren, da war es freilich anders. Dieser Tag wurde mit lautem Jubel gefeiert und war ein Fest für das ganze Dorf. Heute wollen wir ihn in stiller Freude zubringen.“

Es wurde eine bessere Mahlzeit bereitet. Der Vater war bei Tische wieder einmal recht von Herzen fröhlich. Richard mußte auch mit an den Tisch sitzen. Am Ende der Mahlzeit brachte der geschäftige alte Diener noch eine mit Blumen gezierte Torte und eine Flasche rothen Weines aus ihrem Vaterlande, dem Elsaße. Der Vater trank zuerst auf Lina's Gesundheit und dann auf die Gesundheit seiner Gemahlin und seines Sohnes. Allein Wehmuth mischte sich in die Freude und die Thränen tröpfelten ihm in den Wein. „Ach, Lina,“ sprach er, „wo feiern heute deine Mutter und dein Bruder deinen Geburtstag? Was ist ihnen wohl schon Alles begegnet? Ach, eine Frau, ein Kind, ohne Freund

und Beschützer in die Welt hinausgestoßen, sind tausend Unannehmlichkeiten, Verlegenheiten und Gefahren ausgesetzt. Wer weiß, ob wir diesen Tag noch einmal zusammen feiern werden? — Ich hatte sonst so einen fröhlichen Muth und so ein festes Vertrauen auf Gottes Vorsehung. Jetzt aber habe ich oft recht traurige Stunden. Ich fürchte — ich fürchte —"

Lina fiel ihrem Vater weinend um den Hals, ihn zu trösten. „Sei getrost, liebster Vater," sprach sie. „Gott verläßt uns nicht. Er bringt uns gewiß Alle noch einmal zusammen. Umsonst hat Er uns nicht Alle so wunderbar gerettet. Gewiß sorgt Er für uns!" — „Ja, das wird Er!" sprach Richard und trocknete die Augen. Alle schwiegen. Es war ein Augenblick stiller, andachtsvoller Rührung.

Da fing das Kanarienvögelein mit einem Male an, die Melodie des Liedchens zu singen:

Ich habe Muth
In jeder Noth;
Denn gut, o gut
Ist unser Gott!

Lina schlug voll Erstaunens die Hände zusammen und rief: „Gott im Himmel, was ist dieß? Das ist ja das erste Liedchen, das Karl auf dem Klavier spielen und ich dazu singen lernte, und das wir eben damals sangen, als man dich, liebster Vater, gefangen nahm.“ Der Vater, Lina und Richard blickten alle drei staunend und wundernd zu dem Vogel hinauf. Er wiederholte das Stückchen zwei-, dreimal. „Es ist nicht anders!“ sagte Lina. „Es ist genau das nämliche Liedchen. Keine Note fehlt!“



„Das ist höchst wunderbar!“ sprach der Vater und nahm die Mütze ab. „Guter Gott, ich glaube, Du willst mir mein liebes Weib und meinen Sohn Karl wieder schenken. Nur von ihnen kann der Vogel das Liedchen gelernt haben, obwohl ich noch nicht begreife, wie? O Richard, wie bist du doch zu dem Vogel gekommen?“

Richard sagte, daß er das niedliche Thierchen gestern von einem jungen Tyroler gekauft habe.

„O, so renne und laufe doch, was du kannst," sagte Herr von Erlau, „und such' ihn auf. Vielleicht kann er uns nähere Nachrichten ertheilen." Richard blieb lange aus. Herr von Erlau und seine Tochter brachten die Zeit in der unruhigsten Erwartung zu. „Wie groß mußte ihre Noth sein," sagte der Vater, „wenn sie dieses liebe Geschöpf verkaufen mußten. Oder vielleicht sind sie gar todt und das Vögelein ist nun Alles, was sie uns zurücklassen." Endlich kam Richard mit dem Tyroler. Der junge Mann wußte aber von dem Kanarienvogel nichts Besonderes zu sagen. Er hatte ihn von einem Hirtenknaben in Tyrol gekauft. Der Name „Frau von Erlau" war ihm unbekannt. Allein auf die weiteren Fragen des Herrn von Erlau versicherte er: „Eine solche Frau und ein solcher Knabe, nach denen der gnädige Herr sich erkundigt, befinden sich wirklich in meiner Gegend, und es ist wohl möglich, daß ihnen das Vögelein einmal zugehört hat. Ich habe die Frau jeden Sonntag in der Kirche gesehen, und der Knabe, der zu unserm Herrn Pfarrer in die Schule geht, ist mir oft begegnet.

Der Kleine muß schon gar hochgelehrt sein. Denn er hat allemal einen großen Pack Bücher, in Riemen eingeschnallt, auf dem Rücken getragen.“ Der junge Tyroler beschrieb die Gestalt der Frau und des Knaben so genau, daß Alle einmüthig und voll Freude ausriefen: „Sie sind's! Sie sind es gewiß!“ Alle dankten Gott herzlich und unter Thränen, daß Er ihnen durch seine wunderbare Leitung den Aufenthalt der lieben Ihrigen entdeckt habe. Herr von Erlau erkundigte sich auf das Genaueste nach dem Orte, wo die Frau lebe, und nach dem Wege, der dahin führe, und schenkte dem erstaunten Tyroler für seine treuherzige Erzählung einen großen Thaler.

Sie machten nun sogleich Anstalten zur Abreise. Herr von Erlau fühlte nichts mehr von Entkräftung; die frohe Nachricht stärkte ihn mehr, als die beste Arznei. Lina half ihm einpacken und Richard ging, das kleine Wägelein wieder in guten Stand zu setzen, und ihr Pferd, den alten Braunen, der indeß bei einem Wirthe, bloß für die Kost ohne Lohn, gedient hatte, wieder

abzuholen. Sogleich des folgenden Tages reisten sie ab, dem Tyrole zu. Auch das liebe Vögelein ließen sie nicht zurück. Es ward mit seinem Käfig an einem Reifen des Wagens, über den sich die weiße Decke wölbte, aufgehangen, und Herr von Erlau und Lina hatten die Freude, daß es ihnen von Zeit zu Zeit mit seinem erheiternden Liedchen eine kleine Unterhaltung machte.

VI.
Das Wiedersehen.

Herr von Erlau kam mit seiner kleinen Reisegesellschaft und dem ländlichen Fuhrwerke glücklich in dem Dorfe an, wohin das kleine Weiler Schwarzenfels in die Pfarrei gehörte. Er ging sogleich zu dem Herrn Pfarrer. Dieser bestätigte Alles, was der junge Tyroler, der mit Kanarienvögeln handelte, erzählt hatte. Frau von Erlau und ihr Sohn lebten noch. „Nur,“ sagte der Geistliche, „lebt die gute Frau in der tiefsten Trauer. Sie hält ihren theuern Gemahl für todt und seit sie diese unglückliche Nachricht erhielt,

kam wohl keine Freude mehr in ihr Herz. Kaum entrann sie der tödtlichen Krankheit, in die der Schmerz sie gestürzt hatte, und nur mit Mühe und langsam erholt sie sich."

Herr von Erlau fragte, wo diese unwahre Nachricht hergekommen sei? Der Herr Pfarrer



brachte einen Pack Zeitungen, suchte ein Blatt heraus und legte es ihm vor. Herr von Erlau las mit seinen eigenen Augen in dem gedruckten Blatte, er sei an dem und dem Tage hingerichtet worden. So sehr ihn dieses befremdete, so konnte er sich die Sache doch leicht erklären. In jenen Tagen der Verwirrung gehörte eine solche Unrichtigkeit unter die kleinen, unbedeutenden Unordnungen. Man hatte entweder vergessen, seinen Namen aus der bereits

verfaßten Liste der Hingerichteten auszustreichen; oder man wollte ihn vielleicht nicht ausstreichen, weil man hoffte, so am leichtesten der Verantwortung zu entgehen, daß man ihn entkommen ließ.

Es schmerzte den Herrn von Erlau tief in der Seele, daß diese falsche Unglücksnachricht seiner Gemahlin einen so großen Jammer bereitete und sie dem Tode nahe brachte. Der Herr Pfarrer war der Meinung, daß man ihr die Freudennachricht, die ihrer wartete, nur mit der äußersten Vorsicht beibringen müsse. Er unterredete sich mit dem Herrn von Erlau, wie das zu machen sei, und Alle traten hierauf, wiewohl es schon spät am Abende und die Witterung sehr unfreundlich war, die Reise nach Schwarzenfels an. Es hatte den ganzen Tag geregnet und nun fing es, da es in diesem Lande früher Winter wird, gar an, heftig zu schneien. Sie erreichten indeß bald die Höhe des waldigen Berges, von wo aus man durch die Tannenäste die niedrigen Hütten mit ihren flachen, schneebedeckten Dächern und mit ihren rauchenden Kaminen tief

unten im Thale erblickte. Die Gesellschaft setzte sich hier unter den dichten Tannen, die mit ihren tief herabhängenden Aesten sie vor Wind und Nässe schützten, auf ein moosiges Felsstück nieder und Richard ging nun zuerst der Hütte zu, die ihm der menschenfreundliche Geistliche, mit dem Finger durch eine Oeffnung zwischen den Aesten deutend, gezeigt hatte.

Die Frau von Erlau saß, schwarz gekleidet, an ihrem ländlichen Kaminfeuer, das mit seinem lodernden Glanze das Stübchen, in dem es bereits dämmerte, zu erhellen anfing. Sie strickte noch und der Knabe las ihr aus einem Buche vor. Als sie ihren treuen Diener mit den schneeweißen Haaren hereintreten sah, that sie einen lauten Schrei und ihre Arbeit fiel ihr aus den Händen. Sie eilte auf ihn zu und unter tausend Thränen der Freude und des Schmerzes begrüßte sie ihn so herzlich, als wäre er ihr leiblicher Vater. Auch Karl war vor Freude außer sich. Die Frau hieß den alten Mann sich auf den hölzernen Stuhl niedersetzen, den Karl an das Feuer herbeigerückt hatte.

„Ach, Richard," fing sie an, als er ihr gegenüber am Feuer saß, „so — so müssen wir uns wieder sehen! Ach, von dem blutigen Tode des besten, des vortrefflichsten Mannes laßt mich jetzt schweigen. Die Erinnerung ist zu traurig. Aber wie ging es mit Lina? Starb sie, das gute Kind, wie der Arzt es vorhersagte! Ach, vielleicht ist ihre liebliche Gestalt längst schon Staub und Asche! Richard erzählte nun, daß der freundliche Hausarzt damals die Krankheit des Kindes für etwas gefährlicher ausgegeben habe, um die Mutter desto leichter zur Flucht zu bewegen, und daß Lina sich bald wieder erholt habe — und seit der Zeit frisch und gesund sei. Die Mutter war hocherfreut nnd ihre Augen glänzten von Entzücken. „Aber," fuhr sie ernst und mit verfinsterten Blicken fort, „warum hast du sie nicht mitgebracht? Warum hast du sie nicht ihrem unglücklichen Vaterlande entrissen, wo sie keine Stunde des Lebens sicher ist? Wie konntest du ohne sie abreisen, harter Mann? Warum hast du — —" Sie konnte nicht ausreden, denn plötzlich öffnete sich die Thüre und Lina flog

ihrer Mutter in die Arme. Karl drängte sich auch hinzu. Süßere Thränen sind nicht leicht geweint worden, als die erfreute Mutter vergoß, da sie ihre beiden Kinder wieder so in den Armen hielt.

Allein bald mußte die Freude wieder der Wehmuth weichen. „Ach, daß er noch lebte, mein theurer Gemahl!“ sprach sie, indem sie weinend zum Himmel blickte. „O dann — dann würde das Maaß meiner Freuden voll sein. Aber so, meine liebsten Kinder, seid ihr arme, vaterlose Waisen, und euer Anblick erfüllt das Herz eurer bedrängten Mutter mit Schmerz! Denn ach, was kann ich, eine dürftige, rathlose Wittwe, für euch thun!“

Jetzt fing Richard an, unter leisen Vorbereitungen, mit der Freudennachricht von der Rettung seines Herrn herauszurücken. Allein Frau von Erlau war gefaßter, als Richard dachte. Die große Freude, den guten Alten wieder zu sehen, die noch größere, ihre Tochter wieder in ihre Arme zu schließen, war für die edle Frau die natürlichste, stufenweise Vorbereitung, nun

auch die größte Freude in ihr Herz aufnehmen zu können — die Freude, ihren Gemahl, den sie hingerichtet glaubte, wieder lebend zu erblicken. Mit klopfendem Herzen war der edle Mann schon lange vor der Thüre gestanden, wo er jedes Wort vernehmen konnte.

Als nun die Frau aus Richards Gespräche deutlich genug merkte, ihr Gemahl lebe noch, als sie mit dem Ausdrucke des höchsten Entzückens laut ausrief: „Er lebt! O, Gottes Barmherzigkeit sei ewig gepriesen, die ihn seinen Mördern entriß! O, gewiß ist er nicht weit. O Kinder, kommt, kommt — fort zu ihm!" — Da öffnete Herr von Erlau die Thüre und stürzte vor Freude außer sich in die offenen Arme seiner Gemahlin! Die gute Frau aber, die ihren Gemahl bis zu dieser Stunde als todt betrauerte und ihn nun wieder lebend vor sich sah, hatte eine ganz eigene Empfindung. Schüchtern und furchtsam, als zweifelte sie noch, ob er es auch wirklich sei, betrachtete sie ihn, wie er, von dem Glanze des Feuers beleuchtet, so vor ihr stand. Sie konnte es nicht

aussprechen, wie wunderbar selig es ihr zu Muthe sei und sie sagte bloß: „O, welche Seligkeit wartet im Himmel auf uns, wo wir so viele Lieben, die wir als todt beweinen, wieder sehen werden.“

Vater und Mutter, Sohn und Tochter, der würdige Pfarrer und der redliche Diener brachten an dem ländlichen Feuerherde einen sehr seligen Abend zu; auch der alte Tyroler und seine Hausfrau fanden sich ein und nahmen an der freudigen Begebenheit den herzlichsten Antheil.

Am andern Morgen kam indeß noch ein Gast an, der zur Wiedervereinigung der edlen Familie nach Gott das Meiste beigetragen hatte. Richard brachte den Kanarienvogel herein, den er den Abend zuvor in dem Pfarrhause gelassen hatte. Karl freute sich sehr, sein Vögelein wieder zu erblicken. Während der Krankheit der Mutter war es durch das offene Fenster entschlüpft, und Karl hatte seit der Zeit nichts mehr von ihm erfahren. Herr von Erlau erzählte nun ausführlich, wie der Kanarienvogel ihn auf die Entdeckung geführt habe, wo sich seine Gemahlin und sein Sohn befinde.

Frau von Erlau vergoß über diese wunderbare Fügung Gottes Thränen der Freude und der Dankbarkeit. „Ja, guter Gott," sagte sie mit gefalteten Händen, „das hast Du so gefügt. Du hast Dich dieses kleinen geflügelten Boten bedient, meinem Gemahl anzusagen, in welchem abgelegenen Winkel der Erde ich mich aufhalte! Ohne seine schnelle Hieherkunft wäre ich diesen Winter über wohl noch in meinem Jammer vergangen!"

Karl stimmte hocherfreut in den Dank der Mutter mit ein. „Nicht wahr," sagte er, „das war ein glücklicher Gedanke, daß ich dem Vögelein gerade dieses Liedchen beigebracht habe. Das hätte ich aber nicht gedacht, als ich über den Verlust des Vögeleins so betrübt war, daß Gott es mir nur nehme, um mir Vater und Schwester und das Vögelein noch obendrein, wieder zu geben. Da sieht man es recht, wie Gott aus einem kleinen Unglücke uns großes Glück bereiten könne." „Du hast Recht, lieber Karl," sprach der Vater. „So nahm uns Gott alle unsere irdischen Güter, um uns bessere Schätze für den Himmel zu

geben. Ich hoffe, wir Alle haben durch diesen zeitlichen Verlust an Frömmigkeit und Tugend gewonnen, gegen die Glanz und Reichthum nichts sind — die allein einen ewigen Werth haben. Und vielleicht gibt uns Gott auch einst die zeitlichen Güter wieder zurück, wie dir dein Kanarienvögelchen."

Der Hirtenknabe, dem Karl den Auftrag gegeben hatte, den entflohenen Kanarienvogel zu fangen, und der, anstatt ihn zurückzugeben, ihn dem Vogelhändler verkauft hatte, war sehr bestürzt, als er von dem Herrn Pfarrer zur Rede gestellt wurde, und von demselben vernahm, wie der Vogel, viele Meilen von hier in einem andern Lande, den Diebstahl verrathen habe. „In meinem Leben will ich nicht mehr unredlich handeln," sagte der Knabe; „denn nun sehe ich's klar: Kein Fädlein ist so fein gesponnen, es kommt einmal an die Sonnen."

Herr von Erlau beschloß, vorerst den Winter unter diesem niedrigen Dache zuzubringen. Richard wurde in einer der benachbarten Hütten unterge-

bracht. Das Kanarienvögelein kam an die alte Stelle, die es eingenommen hatte, ehe es entfloh. Lina verpflegte es auf das sorgfältigste, und ließ es ihm auch zur rauhen Jahreszeit keinen Tag an einem grünen Blättchen oder frischen Aepfelschnitzchen fehlen. Oft, wenn die edle Familie an hellen Wintertagen in dem kleinen Stübchen saß, und in die schneebedeckte Gegend und die rauh angedufteten Tannenwaldungen hinausblickte, stimmte das Vögelein die Melodie des Liedchens an:

Ich habe Muth
In aller Noth;
Denn gut, o gut
Ist unser Gott!

Die Kinder und Eltern sangen dann wohl selbst das ganze Lied, und fanden darin Trost und Erbauung. Ja, bei manchen traurigen Vorfällen und bangen Besorgnissen, die diese Familie in der Folge noch trafen, war es Allen immer eine nicht geringe Erheiterung, wenn das Vögelein plötzlich sein Liedchen sang, und dann mit einem fröhlichen, muthig schmetternden Triller schloß. „Wir wollen Dem vertrauen,“ sagten

sie, „Der uns durch dieses Vögelein, durch ein so kleines, unbedeutendes Geschöpf, schon einmal so wunderbar half. Er, der auf tausend Arten helfen kann, und bisher geholfen hat, wird weiter helfen."

„Ja, ja," sagte der alte Richard, „so denke ich auch. Der Anblick der armen Vögelein da draußen vor dem Fenster, bei dem tiefen Schnee und schneidenden Froste, hat immer etwas Rührendes für mich. Mir fallen immer die Worte ein: „Betrachtet die Vögel des Himmels. Sie säen nicht aus, sie ärndten nicht ein, sie sammeln nichts in die Scheuern, und doch ernährt sie euer Vater im Himmel! Und seid ihr denn nicht viel vortrefflicher, als sie?" Allein, wenn ich dieses Vögelein ansehe, so gehen mir diese Worte noch tiefer zu Herzen; und wenn es gar sein Liedchen anstimmt, so kann ich nun einmal nicht mehr kleinmüthig sein — so übel es auch in der Welt aussehen, und so hart es auch gehen mag. Er, Der für die Vögel sorgt, kann Unser nicht vergessen!"

Die edle Familie mußte übrigens noch eine Zeit sehr eingeschränkt leben, durfte aber endlich

wieder in ihr Vaterland heimkehren und erhielt ihre Güter größtentheils wieder zurück, und Herr



und Frau von Erlau freuten sich, wieder reich und vermöglich zu sein — weil sie nun im Stande waren, ihr Freunde in der Noth, den guten Richard, dessen Frau und Sohn, den alten Fischer und jeden, der ihnen Gutes gethan hatte, nach Herzenslust zu belohnen.

Das Johanniskäferchen.

An dem Abende eines heißen, schwülen Sommertages saß Maria, eine arme Wittwe, an dem offenen Fenster ihres kleinen Stübchens und sah so hinaus in den schönen Baumgarten, der ihre Hütte umgab. Sie hatte das Gras, das erst diesen Morgen gemäht und durch die Sonnenhitze des Tages bald hinreichend dürr ward, gegen Abend in Schochen aufgehäuft, und der liebliche, wohlriechende Heuduft wehte erfrischend und stärkend herein. Das Abendroth verglimmte bereits am Rande des wolkenlosen, heitern Himmels und schön und klar schien der halbe Mond in das freundliche Stübchen, und malte das lichte Viereck des geöffneten Fensters, und die hellen, runden Scheiben der geschlossenen Fenster, sammt

dem Reblaube, das sie umkränzte, auf dem reinlichen Boden ab. Ihr kleiner Ferdinand, ein Knabe von sechs Jahren stand in der Fensterecke, und auch sein blühendes Angesicht und die



gelben Locken waren, nebst einem Theile des weißen, reinlichen Hemdärmels und des scharlachrothen Westchens, hell und lieblich vom Monde beleuchtet.

Die arme Frau saß wohl so da, um auszuruhen. Allein so schwer ihr die Last des heißen Tages geworden war, so drückte sie noch ein schwereres Leiden, und machte sie ihrer Müdig-

keit vergessen. Von der Abendmahlzeit, einer Schüssel voll Milch, worein Brod gebrockt war, hatte sie kaum ein Paar Löffel voll genossen. Der kleine Ferdinand war auch ganz bestürzt, und rührte sich nicht, weil er die Mutter so traurig sah. Auch er hatte, da die Mutter, anstatt zu essen, nur bitterlich weinte, bald den Löffel weggelegt, und das irdene Schüsselchen stand, beinahe noch voll, wie es aufgetragen ward, auf dem Tische im Glanze des Mondes so da, und warf einen hellen, rundlichen Schein an die Decke des Stübchens hinauf.

Maria war erst zu Anfang des verflossenen Frühlings Wittwe geworden. Ihr seliger Ehemann, wohl der bravste junge Mann des Dorfes, hatte durch Fleiß und Sparsamkeit so viel zusammen gebracht, die kleine Hütte mit dem Grasgarten, freilich nicht ohne Schulden, zu kaufen. Der fleißige Mann hatte den schönen, grünen Platz reichlich mit jungen Bäumen bepflanzt, die bereits die schönsten Früchte trugen. Er hatte Maria, wiewohl sie eine arme Waise war, und

ihre Eltern ihr nichts als eine gute Erziehung hinterlassen konnten, zur Gattin gewählt. Denn sie galt in dem ganzen Dorfe für das frömmste, fleißigste und sittsamste Mädchen. Beide hatten in der glücklichsten Ehe gelebt. Da kam das Nervenfieber in das Dorf, an dem ihr guter Mann starb. Sie selbst, die dem Manne mit aller Liebe abwartete, wurde sogleich nach seinem Hinscheiden davon ergriffen, und nur mit genauer Noth entging sie dem Tode.

Durch ihre und des Mannes Krankheit war sie sehr zurück gekommen. Allein jetzt sollte sie gar noch die kleine Hütte verlieren. Ihr verstorbener Mann hatte lange bei dem reichsten Bauer des Ortes, dem sogenannten Meierbauer, gedient. Der Bauer hatte ihn wegen seiner Treue und seines Fleißes geschätzt, und ihm dreihundert Gulden vorgeschossen, diese Wohnung nebst dem Garten zu kaufen; jedoch unter der Bedingung, daß er jährlich fünf und zwanzig Gulden abzahle, und eben so viel abverdiene. Der Mann hatte auch bis zu dem Jahre, da er krank wurde,

richtig eingehalten, und seine Schuld betrug nur mehr fünfzig Gulden. Das Alles wußte Maria gar wohl.

Nun starb der Meierbauer an der nämlichen Krankheit. Die Erben, ein Schwiegersohn und eine Tochter, fanden den Schuldbrief zu dreihundert Gulden unter den hinterlassenen Schriften des Verstorbenen. Von der ganzen Geschichte wußten sie, da der Verstorbene nie mit ihnen darüber geredet hatte, nicht ein Wort. Sie forderten nun von der armen Wittwe die ganze Summe. Die erschrockene Frau versicherte und betheuerte vor Gott, daß ihr verstorbener Mann Alles, bis an fünfzig Gulden, abbezahlt habe. Allein all ihr Reden half nichts. Der junge Bauer nannte sie eine unverschämte Lügnerin und verklagte sie vor Gericht. Da sie es nicht beweisen konnte, etwas bezahlt zu haben, so wurde die ganze Schuld für gültig erklärt. Die Erben drangen auf Bezahlung; und da die arme Maria nichts hatte, als ihr kleines Haus mit dem Garten daran, so sollte dieses ihr kleines Eigenthum ver-

kauft werden. Sie hatte wohl die Erben fußfällig gebeten, sie nicht zu verstoßen; ihr kleiner Ferdinand kniete neben ihr. Beide weinten — allein Alles war vergebens. Ja, schon der mor-



gige Tag war zur Versteigerung angesetzt. Dieß letztere hatte sie eben vor einer Stunde, als sie mit ihrer Arbeit fertig war, vernommen. Ein Nachbar hatte es ihr über den Zaun zugerufen.

Deßhalb saß sie jetzt so bestürzt am offenen Fenster, blickte bald zu dem mondhellen Himmel empor, bald auf ihren kleinen Ferdinand hin,

weinte heiße Thränen, und starrte dann wieder so vor sich hin. Es war eine traurige Stille.

„Guter Gott,“ dachte sie, „so habe ich denn heute von dem Garten das letzte Heu zusammen gerechet! Die ersten gelben Pflaumen, die ich heute dort von dem Baume für meinen Ferdinand brach, sind die letzten Früchte, die der arme Knabe von den Bäumen genießt, die sein Vater mit so unsäglichem Fleiße für ihn gepflanzt hat. Ja, vielleicht sind wir heute das letzte Mal hier über Nacht. Morgen um diese Zeit gehört diese Wohnung einem Anderen, und wer weiß, ob er uns nicht sogleich weiter gehen heißt. Gott weiß, wo wir morgen eine Nachtherberge finden werden. Vielleicht gar unter dem freien Himmel!“ Sie fing an heftig zu schluchzen.

Da kam der kleine Ferdinand, der sich bisher nicht geregt hatte, näher herbei und sagte schluchzend: „Mutter, weine doch nicht gar so bitterlich! Sieh, sonst kann ich vor Schluchzen gar nicht einmal mehr mit dir reden. Weißt du denn nicht, was der Vater gesagt hat, als er dort

auf dem Bette starb. „Weinet nicht so!“ sagte er, „Gott ist der Vater der armen Wittwen und Waisen. Ruft Ihn an in der Noth; Er wird für Euch sorgen.“ So sagte er. Ist es denn nicht so?“

„Ja, liebes Kind,“ sprach die Mutter. „So ists!“ „Nun,“ sagte der Kleine, „wie magst du nun so lange weinen! Bitte den lieben Gott, so wird Er dir helfen. O, wenn ich mit dem Vater im Walde war, und er dort Holz machte, und wenn mir etwas fehlte, wenn mich hungerte oder ich mir einen Dorn eingetreten hatte, so weinte ich nicht lange. Ich ging zu dem seligen Vater, als er noch lebte, und bat ihn, und er legte sogleich das Beil weg, und gab mir Brod, oder zog mir den Dorn heraus. So gern hilft der liebe Gott auch. Er ist nicht so hartherzig, wie jener reiche Mann, vor dem wir Beide niederknieten und um Barmherzigkeit flehten, und der uns beinahe mit den Füßen weggestossen hätte, und uns die Thüre wies. Oder meinest du, Gott sei nicht reich genug, uns zu helfen? Er

ist noch viel reicher als der Meierbauer. Da sieh nur einmal zum Fenster hinaus! Ihm gehören der Mond und alle Sterne. Der Vater sagte ja oft: „Die ganze Welt ist Sein.“ Was sollen wir also weinen und uns quälen? Komm, wir wollen einmal den lieben Gott bitten. Er hilft uns gewiß. Fange nur an, ich will dir bitten helfen. Es lauft gewiß besser ab, als bei dem reichen Manne.“

„Gutes Kind, du hast recht,“ sagte die Mutter, und weinte mildere Thränen, und Trost mischte sich in ihre Wehmuth. Sie faltete ihre Hände und erhob ihre nassen Augen zum Himmel, und der Kleine faltete die kleinen Händchen auch und blickte himmelwärts, und der helle Mond beleuchtete Mutter und Kind und spiegelte sich in ihren Thränen. Und die Mutter fing an zu beten und der Kleine sprach ihr jedes Wort nach.

„Lieber Vater im Himmel,“ sagte sie, „ach, sieh da eine arme Mutter und ihr Kind! Eine arme Wittwe und ein armes Waislein blicken zu Dir auf! Wir sind in großer Noth, und haben auf Erden keine Zuflucht mehr. Aber Dein Herz

ist reich an Erbarmung. Du sagst es ja selbst: Rufe mich an in der Noth, und ich will dein Erretter sein. O, zu Dir flehen wir! Verstoß uns nicht aus dieser Hütte! Nimm einem armen Waislein sein kleines väterliches Erbtheil nicht. Oder hast Du es nach Deinem unbegreiflichen, aber gewiß weisesten und liebevollsten Rathschlusse dennoch so über uns verhängt — o, so laß uns auf Deiner großen, weiten Erde ein anderes Plätzchen finden, und gib uns Trost in das Herz, daß es uns nicht breche, wenn wir so fortziehen und vom Hügel dort das letzte Mal nach unserer Hütte umsehen."

Die Mutter konnte vor Schluchzen nicht mehr weiter reden und blickte weinend zum Himmel und schwieg. Da rief der Kleine, der noch immer mit erhobenen Händchen da gestanden war, auf einmal mit lauter Stimme und ausgestrecktem Zeigefinger: „Ei Mutter, sieh doch, was ist das? Da schwebt ein Lichtlein! Da fliegt ein Sternlein! Sieh, da schwebt es am Fenster! O sieh, jetzt kommt es herein! Wie schön hell es glänzt! Sieh nur,

mit grünlichem Lichte! Fast noch schöner als der Abendstern! Jetzt schwebt es an der Decke der Stube hin! Das ist wunderbar!“

„Das ist ein Johanniskäferlein, lieber Ferdinand!“ sagte die Mutter. „Bei Tage ist es ein kleines unansehnliches Käferlein; aber bei Nacht hat es den wunderschönen Schein.“

„Darf ich es fangen?“ fragte der Kleine; „thut es mir nichts, und kann ich mich an dem Lichtlein nicht brennen?“

„Es brennt dich nicht,“ sagte die Mutter, und lächelte mit ihren Wangen voll Thränen. „Fang es nur und betrachte es näher. Es ist auch ein Wunder der Allmacht Gottes.“

Der Kleine hatte jetzt aller Traurigkeit vergessen und suchte das glänzende Käferchen, das nun näher am Boden — bald unter dem Tische und bald unter dem Stuhle — schwebte, zu haschen.

Aber jetzt rief er bestürzt: „O weh!“ — Das glänzende Thierchen hatte, eben da er die

Hand ausstreckte, es zu nehmen, sich unter den großen Kasten an der Wand verborgen. Er blickte unter den Kasten. „Ich seh' es wohl deutlich," sagte er; „dort sitzt es, ganz an der Wand, und die weiße Wand und der Boden und jedes Stäubchen, wo es sitzt, schimmert hell, wie wenn der Mond hinschiene; aber erreichen kann ich es nicht. Mein Arm ist zu kurz."

„Habe nur Geduld," sagte die Mutter; „es wird schon wieder hervorkommen."

Der Knabe wartete ein wenig und kam dann zur Mutter herbei und sagte mit sanfter, flehender Stimme: „Mutter! O lange doch du es mir hervor oder rücke den Kasten nur ein klein wenig von der Wand hinweg, so kann ich es leicht fangen."

Die Mutter stand auf und rückte den Kasten, und der Kleine nahm nun das ruhende Käferchen und betrachtete es zwischen den hohlen Händchen und hatte eine größere Freude daran, als je ein Prinz oder eine Prinzessin an dem hellsten, reinsten Diamant hatte.

Die Mutter war aber auf etwas Anderes aufmerksam geworden. Als sie den Kasten ge-



rückt hatte, war etwas, das zwischen dem Kasten und der Wand gesteckt hatte, auf den Boden gefallen. Sie that, indem sie es aufhob, einen lauten Schrei. „Gott!" rief sie, „nun ist uns ja mit Einem Male aus aller Noth geholfen. Das ist der Kalender vom vorigen Jahr', den ich so lange vergebens suchte. Ach, ich glaubte, er sei während meiner Krankheit, als ich so besinnungslos da lag, durch fremde Hände, die in unserer Haushaltung nicht immer am besten wirthschafteten, als unnütz zerstört worden. Nun wird sich's finden, daß der Vater das Geld, das man von uns fordert, bezahlt habe. Wer hätte gedacht, daß der Kalender

hinter dem Kasten stecke, den wir mit der Hütte übernahmen und der, seit die Hütte steht, wohl niemals von der Stelle kam!"

Sie zündete sogleich ein Licht an und durchsah nun unter Freudenthränen den Kalender. Es war richtig eingetragen, was ihr seliger Mann zu Anfang des Jahres an den dreihundert Gulden noch schuldig gewesen, und was er das Jahr hindurch daran abverdient und abbezahlt hatte. Am Ende standen noch die Zeilen von des alten Meierbauers eigener Hand geschrieben: „Auf Sankt Martins Tag hab' ich mit Johann Blum abgerechnet, und er ist mir nun nichts weiter mehr schuldig als fünfzig Gulden, sage fünfzig Gulden."

Die Mutter schlug vor Freuden die Hände zusammen, umarmte ihr Kind und rief entzückt: „O Ferdinand, danke doch auch dem lieben Gott! Denn jetzt müssen wir nicht ausziehen; jetzt dürfen wir in unserer Wohnung bleiben."

„Nicht wahr?" sagte der Knabe, „daran bin ich Schuld. Wenn ich dich nicht so gebeten hätte,

den Kasten zu rücken, so hättest du das Buch da nicht gefunden. Es hätte noch hundert Jahre da stecken können."

Die Mutter schwieg betroffen still — und sagte dann: „O mein Kind, das hat Gott gethan! Es kommt mich ein recht ehrerbietiger Schauder an, wenn ich darüber nachdenke. Sieh, als wir Beide so unter Thränen beteten, da kam das glänzende Vögelein herein und zündete mir gleichsam mit dem Lichte dahin, wo diese Blätter verborgen waren. Ja, wahrhaftig, Gott lenkt alle, auch die kleinsten Dinge. Gottes heilige Vorsehung waltet über uns. Nichts kommt von ungefähr. Ohne Gottes Wissen fällt auch nicht ein Haar von unserm Haupte. Merke dir dieß dein Leben lang und vertraue stets auf Ihn, besonders zur Zeit der Noth. Ihm ist es leicht, zu helfen und zu retten. Er braucht uns keinen leuchtenden Engel zu senden; Er kann es durch ein beflügeltes Würmchen!"

Die Mutter konnte vor Freude nicht schlafen. Bald nach Anbruch des Tages machte sie sich

auf den Weg zum Richter. Der Richter ließ den Erben rufen. Er kam. Die Richtigkeit der



Schrift wurde von ihm anerkannt, und er war sehr beschämt, daß er die Frau vor Gericht geschimpft, und als ehrlos abgeschildert hatte. Der Richter sagte, daß er ihr für diese Schmach und für den großen Jammer, den er ihr verursacht habe, eine Entschädigung schuldig sei. Der Mann zeigte sich dazu bereit.

Als aber die arme Wittwe nun die ganze Geschichte von ihrem nächtlichen Gebete und von der Erscheinung des leuchtenden Käferchens erzählte, da sagte der Richter: „Da ist Gottes Finger; Er hat euch sichtbar geholfen.“

Der junge Meierbauer aber stand sehr gerührt da, und sagte mit Thränen in den Augen: „Ja, so ist's. Gott ist der Vater der Wittwen und Waisen — aber auch ihr Rächer. Verzeiht mir, daß ich so hart gegen Euch war. Es geschah aus Irrthum. Zur Vergütung der Leiden, die ich Euch machte, schenke ich Euch die fünfzig Gulden, und wenn Ihr sonst in Noth gerathet, so kommt zu mir, und ich werde Euch allemal helfen. Denn nun sehe ich es klar: Wer Gott vertraut, den verläßt Er nicht, und Ihm vertrauen ist ein sicheres Kapital, das mehr werth ist, als der größte Reichthum. Und wenn ich in Noth komme, oder mein Weib eine Wittwe und meine Kinder Waisen werden sollten, so wolle Er uns auch so helfen, wie Er Euch geholfen hat."

„Vertraut eben so auf Ihn," sagte der Richter, „und seid so rechtschaffen, wie diese fromme Wittwe, und die Hülfe wird zur Zeit der Noth Euch auch nicht ausbleiben."

Die Waldkapelle.

Konrad Ehrlieb war ein schöner, blühender Jüngling, voll Gesundheit und Leben, hatte



das Handwerk eines Kupferschmiedes wohl und richtig erlernt, und befand sich bereits drei Jahre in der Fremde. Anständig gekleidet, ein schweres Felleisen auf dem Rücken, und einen knotigen Wanderstab in der Hand, schritt er einmal an einem heißen Sommertage durch einen dicken Wald — und verlor den rechten Weg. Wohl zwei Stunden irrte er in dem Walde hin und her, und

wußte zuletzt schlechterdings nicht mehr, wo an und wo aus. Die Sonne neigte sich bereits zum Untergange. Da sah er endlich, von ihren goldenen Strahlen beleuchtet, die Thurmspitze einer kleinen Kapelle aus den dunklen Tannen hervorragen. Er ging darauf zu, kam bald auf einen wohlbetretenen Fußweg, und gelangte zu dem Kapellchen, das auf einer schönen, grünen Anhöhe einsam im Walde stand.



Sein Vater hatte ihm die gute Lehre gegeben: „Gehe, wenn es je Zeit und Umstände erlauben, nie an einer offenen Kirche vorbei; denn sie ist ja zur Anbetung deines Schöpfers erbaut, und der Thurm ist gleichsam ein aufgestreckter Finger, der zum Himmel zeigt. Wie solltest du eine Gelegenheit, dein Herz zum Himmel zu erheben, und dich vor deinem größten Wohlthäter niederzuwerfen, ungenützt vorbei gehen lassen! Auch magst du da leicht ein Gemälde oder sonst ein Kunstwerk sehen, das dich freut und dir das Herz

erweitert; oder du kannst vielleicht irgend einen Spruch lesen, der dir Trost und Muth gewährt, und dich im Guten stärkt."

Konrad gedachte dieser Ermahnung seines Vaters, und ging in die offene Kapelle hinein. Das dunkle Gewölbe, die grauen Wände, die schmalen Fenster mit kleinen runden Scheiben und der alterthümliche Altar versetzten ihn einige Jahrhunderte zurück in die Zeiten der Vorwelt. Die tiefe Stille, die an diesem Gott geweihten Orte herrschte, lud ihn zur Andacht ein. Er kniete in den letzten Stuhl nächst der Thüre und betete eine Weile. Bevor er sein Felleisen wieder aufnahm, ging er noch vorwärts zu dem Altare, um das Altarblatt, das ihm ein ehrwürdiges Denkmal alter Kunst schien, näher zu betrachten. Da bemerkte er auf dem Betstuhle, der vor dem Altare stand, ein kleines niedliches Gebetbüchlein, in rothen Safian gebunden, und mit goldenem Schnitte geziert. Er öffnete das Büchlein — und stand vor Erstaunen wie versteinert da. Denn vorn in dem Büchlein, auf

dem ersten weißen Blatte, las er seinen Namen, von seiner eigenen Hand geschrieben. Allein es war ihm, als sähe er die Buchstaben nur im Traume und er glaubte kaum seinen Augen.

Er durchblätterte das Büchlein. Das liebliche Titelkupfer — der göttliche Kinderfreund, der die Kleinen segnet — einige Gebete und mehrere ihm gar wohl bekannte Reime in dem Büchlein kamen seinem Gedächtnisse zu Hülfe. „Ja,“ sagte er innig gerührt, „das Büchlein



war einst mein; dieser Namen ist von meiner Hand geschrieben. So schrieb ich, als ich noch zur Schule ging. Aber wie in aller Welt das Büchlein hieher kommt in diese einsame Kapelle, mitten in einem dicken Walde — das ist mir unbegreiflich.“

Tausend Erinnerungen aus seiner Kindheit wurden in ihm rege. Eine mächtige Sehnsucht

nach den lieben Seinigen erwachte in seinem Herzen. Heiße Thränen flossen über seine Wangen. „O Du lieber, guter Gott," sagte er, und kniete auf den Betstuhl hin, „was für gute Eltern hast Du mir gegeben! Welche selige Tage hatten wir Kinder einst in unserm väterlichen Hause! O, wie glücklich war ich damals, als unsere liebreiche, freundliche Mutter, wenn sie an ihrem Nähtischchen saß, uns Kinder zu ganzen Stunden neben ihren Knien stehen hatte, und uns von Dir und Deinem lieben Sohne erzählte, und wenn unser lieber, guter Vater, der als Gerichtshalter den ganzen Tag mit Amtsgeschäften zu thun hatte, am Abende heimkam und uns mit allerlei anmuthigen, oft sehr wunderbaren Geschichten, erheiterte und belehrte! Wie vergnügt waren wir, mein kleines Schwesterchen und ich, wenn wir in dem großen, schönen Garten am Hause mit einander spielten, oder allerlei kleine Gartenarbeiten zur Freude der Eltern verrichteten! — Allein der traurige Krieg hat schon längst uns alle aus unserer geliebten Heimath vertrieben, und uns von einander getrennt! Ach, die gute Mutter ist schon

lange im Elende gestorben, und ihre treue Hand, aus der ich dieses Büchlein erhielt, ist bereits im Grabe verwesen! Von dem guten Vater habe ich schon seit vielen Jahren kein Wort mehr gehört, und der Jammer hat wohl auch ihn vor der Zeit in das Grab gebracht! Wo meine arme Schwester umher irre, ob sie noch lebe, oder wie es ihr gehe, weiß ich nicht! Von allen meinen lieben Angehörigen getrennt, lebe ich nun allein in der Welt! Nur Du, großer, allwissender Gott, weißt es, ob mein Vater und meine Schwester noch leben! O, wenn auch nur Eines von ihnen noch lebt — o, so führe Du uns doch wieder zusammen! Erbarme Dich meiner, barmherziger Gott! Erhöre jetzt das Gebet, mit dem mein Vater damals zu Dir flehte, als ich ihn das letzte Mal sah; erfülle den Segen, den er mir im Glauben an Dich bei dem Abschiede gegeben hat!“

Auf diese und ähnliche Art betete Konrad noch lang. Endlich stand er auf. „Das Büchlein,“ sagte er, „getraue ich mir nicht mitzunehmen. Ich weiß nicht, ob ich es jetzt noch als

mein Eigenthum betrachten darf. Indeß hat sicherlich Jemand es hier liegen lassen, und kommt, bevor die Nacht einbricht, vielleicht wieder hieher, um es zu holen. Am besten wird es sein, ich warte hier eine Zeit. Vielleicht erhalte ich dann über Manches nähere Auskunft."

Er setzte sich gedankenvoll in eine Ecke der Kapelle, und fing an, in dem Büchlein zu lesen. Allein er hatte kaum zwei Seiten gelesen, so trat ein sittsames, reinlich und nett gekleidetes Mädchen von etwa sechszehn Jahren ehrerbietig in die Kapelle, näherte sich dem Altare, verneigte sich, und sagte laut mit einem Seufzer: „Ach Gott, nein, es ist nicht mehr da! Ich wollte lieber, ich weiß nicht was, verloren haben." Sie betete noch einige Augenblicke voll Andacht vor dem Altare knieend, und wollte dann wieder gehen.

Jetzt trat Konrad mit dem Büchlein in der Hand hervor. Sie hatte ihn vorhin nicht bemerkt, und erschrack ein wenig, als sie ihn so unvermuthet erblickte. Er aber sagte mit bescheidenem Anstande:

„Sie hat wohl das Büchlein da liegen lassen, Jungfer?“

„Ja“ sagte sie fröhlich, indem sie es in seiner Hand erblickte. „Es steht vorn der Name darin: Konrad Ehrlieb.“

„Es scheint Ihr an diesem Büchlein sehr viel gelegen,“ sagte Konrad. „Dürfte ich wohl fragen, warum? Der Namen Konrad Ehrlieb ist mir gar nicht fremd. Ich kann der Jungfer sichere Nachrichten von ihm geben.“

„Wenn Er das könnte,“ sagte sie, „so würde Er mich unbeschreiblich glücklich machen. Dieser Konrad Ehrlieb geht mich sehr nahe an. Viele Reisende behaupteten zwar, sie hätten ihn da oder dort gesehen. Allein die Nachrichten haben sich leider nie bestätigt!“

„Ich muß Ihm doch einiges von meiner Geschichte kurz erzählen,“ sagte sie weiter; „vielleicht kann Er daraus abnehmen, ob er diesen Ehrlieb kenne. Mein Vater war Beamter jenseits des Rheins. Der Krieg und die feindliche Besitznahme des Landes nöthigten ihn, unser geliebtes Vaterland

zu verlassen. Sein Fürst, der selbst Alles verloren hatte, war außer Standes, ihn weiter zu unterstützen. Die Lage des guten Vaters wurde sehr traurig. Die Mutter starb vor Jammer und Elend. Der Vater fühlte den Verlust doppelt, weil zwei Kinder, mein Bruder und ich, es ihm sehr schwer machten, umher zu reisen und Dienste zu suchen. Ein Bürger des Städtchens, wo die Mutter starb, ein braver Kupferschmied, der keine Kinder hatte, erbot sich, den Bruder einstweilen anzunehmen. Ich reiste mit dem Vater weiter — weit, weit fort. Der Vater wurde auf der Reise krank und starb nach wenigen Tagen unerwartet schnell. Ich war ein Kind von sechs Jahren, noch zu jung, um den Verlust ganz zu fühlen. Eine mitleidige Bürgersfrau erbarmte sich meiner und nahm mich in ihr Haus auf. Nun ist das aber schon bald zehn Jahre, daß der Vater starb, und seit der Zeit hörte ich nichts mehr von dem Bruder. Der Vater hatte noch in der Nacht seines Todes den Gastwirth, in dessen Haus er starb, dringend ersucht, seinen Tod und seine letzten Segenswünsche dem Bruder zu

berichten und den menschenfreundlichen Kupferschmied zu bitten, Vaterstelle an dem armen Waisen zu vertreten. Der gute todtschwache Vater hatte noch mit zitternder Hand den Namen der Stadt und des Bürgers, bei dem der Bruder damals war, auf ein Blatt geschrieben. Unglücklicher Weise ging aber das Blatt verloren. Eine Magd, die nicht lesen konnte, hatte es bei dem Aufräumen in dem Zimmer des Verstorbenen in die Hände bekommen und es als unnütz zerrissen und weggeworfen. Ach, viele tausend Male dachte ich schon an den Bruder! Wir erkundigten uns auch überall nach ihm; allein alle Erkundigungen waren vergebens. Das Büchlein da ist Alles, was ich noch von ihm habe. Obwohl ich es nicht aus seiner Hand erhielt, so steht doch sein Name, von seiner Hand geschrieben, darin, und es ist mir deßhalb ein höchst schätzbares Andenken. Ich fand es unten in dem kleinen Koffer, der unsere geringen Habseligkeiten enthielt. Als der Vater den Bruder zurückgelassen, und ihm seine Kleidungsstücke ausgepackt hatte, ward das Büchlein übersehen; so blieb es in meinen Händen."

Jetzt rief Konrad, dem schon lange die Thränen in den Augen standen, mit innigst bewegtem Herzen und bebender Stimme: „O Gott, wie wunderbar bist Du! Nicht wahr, liebes Kind, du heißt Luise!“

„Ja,“ sagte sie erstaunt und ihn mit großen Augen anblickend, „Luise Ehrlieb, das ist mein Namen.“

„O, so sei mir denn tausend und tausend Mal willkommen — geliebteste Schwester!“ rief er. „Sieh, diese Zeilen hab ich geschrieben; dieß ist mein Namen. Ich bin wahrhaftig dein Bruder, Konrad Ehrlieb.“



Die Schwester war über dieses unerwartete Wiedersehen fast außer sich. Der Bruder war nicht weniger erschüttert. Beide standen eine Weile sprachlos. Endlich bra=

chen sie beide in Freudenthränen aus, und grüßten einander vor dem Altare mit frommer Rührung auf das herzlichste.

Nachdem sie sich von der ersten Freude des Wiedersehens erholt hatten, und etwas gefaßter waren, sprach der Bruder: „O du gute, liebe Schwester, ich erinnere mich noch gar wohl, wie ich von dir Abschied nahm. Eine fremde Herrschaft, die, wie unser Vater, sich auch auf der Flucht befand, und auch ein Paar Kinder bei sich hatte, erbot sich, dich bis zur nächsten Stadt mitzunehmen, und unser Vater wollte, weil für ihn im Wagen kein Platz mehr war, zu Fuß nachreisen. Ich weiß noch wohl, wie du dich freutest, daß du in einer Kutsche fahren durftest, und wie ich weinte, als dich der Vater in die Kutsche hob. Damals warst du noch sehr klein, und ich habe dich mir noch immer als ein Kind gedacht. Du bist indeß sehr groß geworden, und siehst sehr gesund und blühend aus. Ich hätte dich nicht mehr gekannt, liebe Schwester! O, Gottlob! daß ich dich wieder habe.“ —

„Ach,“ fuhr er fort, „mir ist das Herz so voll, zum Zerspringen, von Freude, daß ich dich wieder gefunden habe, liebste Schwester, und von Leid, daß es nun gewiß ist — was ich immer vermuthete! — daß unser guter Vater nicht mehr lebe! O, du glaubst nicht, wie viele schwere Stunden ich hatte, daß ich und der redliche Kupferschmied, der mich so gütig aufgenommen hatte, keinen Buchstaben von dem Vater zu sehen bekamen. Der geschickte Meister lehrte mich indeß sein Handwerk. Ich mußte es aber oft anhören, wie die Leute ihm Vorwürfe machten, daß er so thöricht gewesen, mich anzunehmen. Mein Vater habe ihn betrogen, sagten sie, habe sein Wort, mich wieder abzuholen und die Kosten für meine Verpflegung zu vergüten, nicht gehalten; habe meiner nur los werden wollen, und so sein eigenes Kind böslich verlassen. Du kannst denken, wie diese Reden mich schmerzten, obwohl ich sie nicht glaubte. Denn wie hätte ich sie glauben können! O, du weißt ja, wie fromm und gut unser lieber Vater war! — Nun will ich sogleich dem ehrlichen Kupferschmied, meinem Lehrmeister, schreiben, daß

ich dich, liebe Schwester, wieder gefunden habe, daß aber unser geliebter Vater, bald nachdem er mich ihm anvertraut hatte, gestorben sei. Der Meister wird sich freuen, daß er sich in dem Vater nicht geirrt hat, und daß unser seliger Vater ein edler, ja ein wahrhaft christlicher Mann gewesen sei."

Ja, das war er!" sagte Luise. „Ich werde es in meinem Leben nicht vergessen, wie er in der Nacht, in der er starb, mich wecken und an sein Sterbebett bringen ließ, und wie er da mich — und auch dich, liebster Bruder! — noch gesegnet hat. Er sah dabei so fromm und andächtig aus, als wäre er schon verklärt. Das Bild des guten sterbenden Vaters wird nie aus meiner Seele kommen!"

„Ach," sagte Konrad, „als ich vorhin in diese Kapelle trat, dachte ich unsers guten Vaters besonders lebhaft! Es war mir, als sähe ich seine ehrwürdige Gestalt mit Augen, gerade so, wie er das letzte Mal mit wehmüthigem, blassem Angesichte vor mir stand und Abschied von mir nahm. Ja, es war mir, als sei es erst gestern geschehen,

obwohl seitdem schon viele Jahre vergangen sind. Es war Morgens nach jenem Tage, an dem du in der Kutsche fortgefahren warst. Der Vater machte sich an diesem Morgen sehr frühe auf den Weg. Ich begleitete ihn bis zu dem nächsten Dorf. Die Thüre der Kirche stand offen. Er ermahnte mich bei dieser Gelegenheit, ich soll nie an einer offenen Kirchenthüre vorbei gehen. Er ging mit mir hinein. Es war so frühe noch kein Mensch in der Kirche. Der Vater kniete mit mir am Altare nieder und betete unter Thränen, und ich weinte und betete auch. Nun stand er auf und sagte: „Ich habe dich, lieber Konrad, und die gute Luise jetzt Gott recht anempfohlen, und euch Ihm ganz übergeben. Er ermahnte mich hierauf, Gott immer vor Augen und in dem Herzen zu haben, die göttliche Lehre Jesu stets getreulich zu befolgen und nie etwas Böses zu thun. „Ich lebe wohl nicht mehr lange," sagte er unter Anderm, „und du siehst mich jetzt vielleicht das letzte Mal. Wenn du aber einmal im Stande sein wirst, so nimm dich deiner guten Schwester brüderlich an." Ich mußte ihm vor

dem Altare die Hand darauf geben, daß ich Alles thun wolle, was er mir gesagt hatte. Er hieß mich dann niederknieen, blickte voll Andacht zum Himmel und segnete mich. Hierauf hob er mich auf, küßte mich, gab mir noch einiges Geld und konnte vor Weinen kaum mehr die Worte hervorbringen: „Gott sei mit dir!" Als wir aus der Kirche herauskamen, sah er mich mit seinen rothgeweinten Augen noch einmal unaussprechlich wehmüthig und liebreich an, sagte schluchzend: „Lebe so, daß wir im Himmel wieder zusammen kommen!" und wandte sich schnell um und eilte um die Ecke der Kirche — und von diesem Augen-



blicke an sah ich ihn nicht mehr! Hier in dieser einsamen Kapelle ging mir nun jener traurige Abschied aufs neue zu Herzen. Das inbrünstige Gebet des guten Vaters in jener Dorfkirche kam mir zu Sinn. Es war mir, als sähe ich ihn noch am Altare knieen. Ich mußte weinen, was du mir wohl

noch wirst angesehen haben. Ich betete recht von Herzen, Gott wolle sich meiner erbarmen und nach so vielen Jahren banger Sehnsucht mich doch endlich einmal etwas von dem guten Vater und von dir erfahren lassen. — O, wie getrost bin ich, daß der selige Vater meiner nicht vergessen, daß er meiner noch im Tode so liebreich gedacht und mich gesegnet hat!"

„Ach, der gute, gute Vater!" sagte die Schwester, die in Thränen zerfloß. „O, er ist nun im Himmel und sein Segen ruht sichtbar auf uns, seinen Kindern. — Ja, liebster Bruder, das ist doch recht wunderbar! Sieh, vor dem Altare jener Kirche nahm der Vater Abschied von dir, und hier vor dem Altare dieser Kapelle finden wir, seine zwei Kinder, uns jetzt wieder. Das ist von Gott! Gott hat das Gebet des Vaters in jener Kirche, und dein Gebet in dieser Kapelle erhört! — O, Gottlob, daß du den Ermahnungen des seligen Vaters getreu bliebst, und Gott vor Augen hattest! Gottlob, daß du an dieser Kapelle nicht vorbei gingst; sonst hätten wir uns wohl

auf dieser Welt nie mehr gefunden. — O, komm, wir wollen sogleich jetzt hier am Altare niederknien und Gott danken, daß Er uns so glücklich wieder zusammen führte!"

Beide Geschwister knieten vor dem Altare nieder, und dankten Gott von ganzem Herzen, und unter heißen Thränen für Seine gütige Schickung.

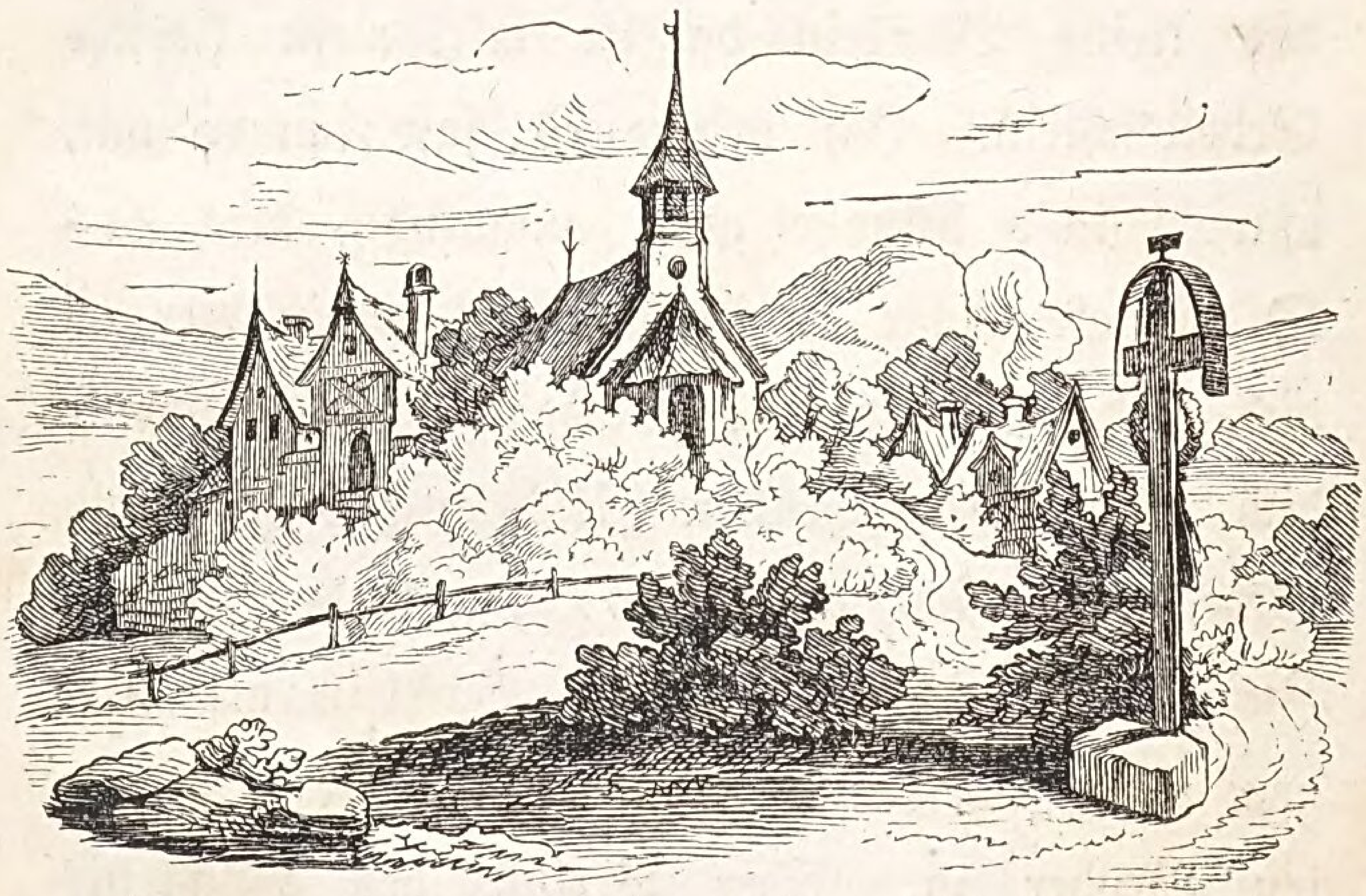
Hierauf sprach der Bruder zur Schwester: „Aber nun sag' mir doch, liebste Schwester, wie um des Himmels willen du hieher gekommen bist, und wie du dich so tief in den Wald hinein wagen konntest?"

„Wir sind nicht so tief im Walde, als du denkst," sagte Luise. „Der Wald ist hier schon beinahe zu Ende. Wir befinden uns hier auf einer Anhöhe. Etwa fünfzig Schritte von hier öffnet sich ein weites freundliches Thal mit vielen Ortschaften. Der Weg zu dieser Kapelle ist sehr besucht. Im Frühlinge und im Sommer gehe

auch ich, wenn das Wetter schön, an den Sonntagen Nachmittags oder auch an andern Tagen, an denen ich früher Feierabend bekomme, fast immer hieher. Es ist ein ungemein schöner, schattiger Spaziergang, zwischen zwei Reihen von Obstbäumen. Eine gute Freundin von mir, gar eine verständige und sittsame Bürgerstochter, geht allemal mit mir. Auch heute begleitete sie mich. Sie hatte aber nicht Zeit, mit mir zurück zu kehren, als ich wegen des verlornen Büchleins noch einmal hieher eilte. — Denn das kleine Büchlein da ist mir mein liebstes Gebetbüchlein. Ich nehme es fast immer mit, obwohl ich's beinahe ganz auswendig kann. — O wie oft dachte ich in diesem Kirchlein hier an dich, lieber Bruder, und flehte zu Gott, Er wolle dich mir wieder schenken. Und auch dieses mein Gebet war nicht vergebens. Durch den kleinen Zufall, daß ich mein liebes Büchlein hier liegen ließ, führte mir ja Gott dich, den geliebten Bruder zu. Der Verlust des Büchleins schien mir kein kleines Unglück, und ist nun mein größtes Glück!"

„Ebenso," sprach der Bruder, „ging es mir mit meiner Verirrung im Walde. Ich war sehr bekümmert, daß ich den Weg verlor — und wie groß ist nun meine Freude, daß ich dich fand! So geht es aber immer; durch Leiden führt Gott zu Freuden. Allein, wo hältst du dich denn jetzt auf, liebste Schwester?"

„Kaum eine Viertelstunde von hier," sagte Luise, „unten im Thale, liegt Schönborn, ein



ansehnlicher Marktflecken. Dort wohnt die edle Bürgersfrau, die mich auf- und annahm. Sie

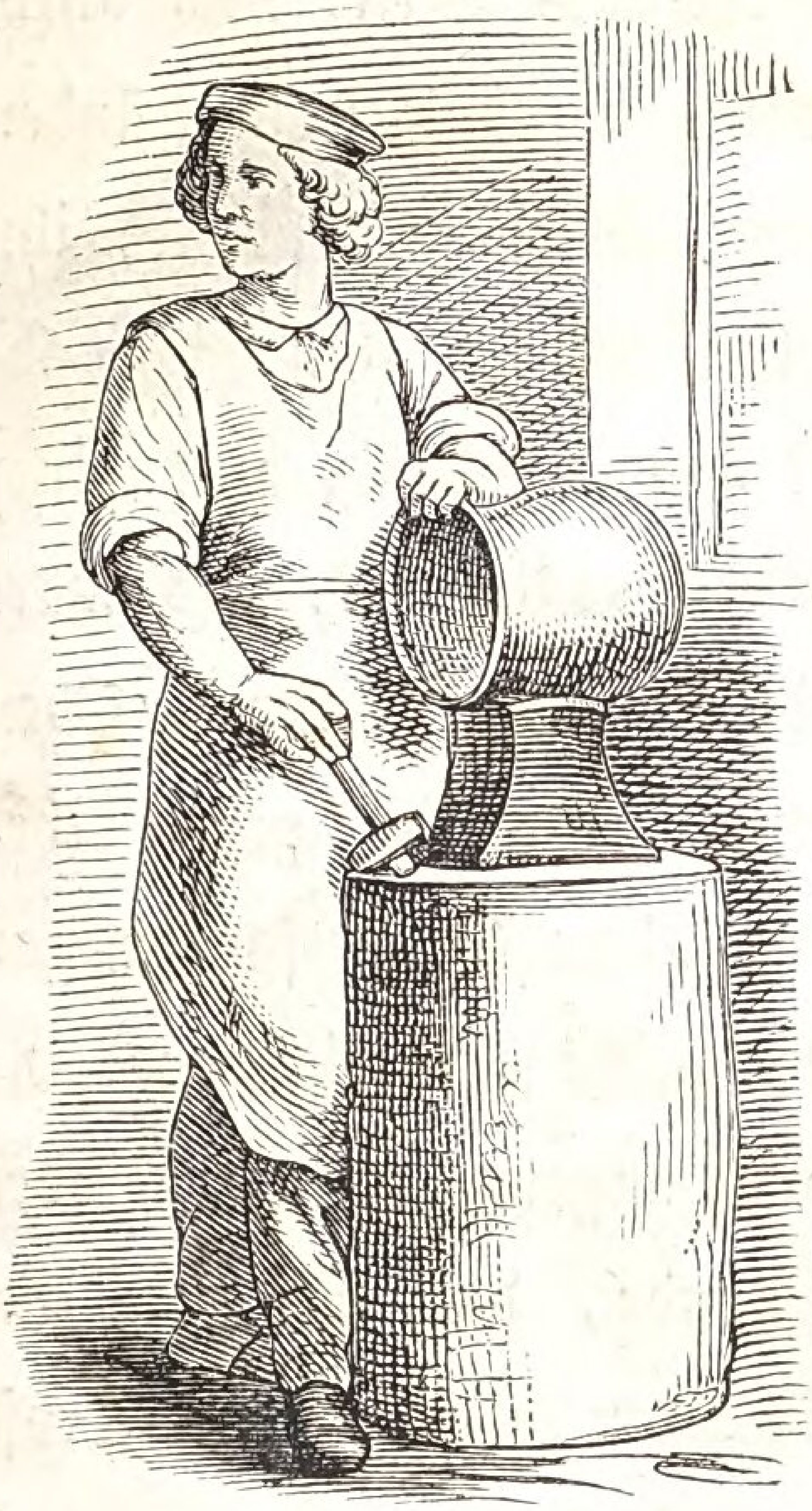
ist eine Wittwe und hat sonst keine Kinder. Ihr Mann war ein sehr vermöglicher Kaufmann. Sie liebt mich ungemein, und hält mich nicht anders als ihr eigenes Kind. Aber o, komm, laß uns jetzt gleich zu ihr! Nimm Hut und Stock, ich will dir dein Felleisen tragen; denn du bist wohl sehr müde! Komm, meine Pflegemutter wird eine große Freude haben, dich kennen zu lernen."

Sie machten sich beide auf den Weg. Der Bruder gab es aber nicht zu, daß ihm die Schwester das schwere Felleisen trug. Unter vertraulichen Gesprächen gingen sie die kurze Strecke Weges nach Schönborn. Als sie in dem reinlichen, wohlgebauten und wohleingerichteten Hause angekommen waren, wollte die Frau es nicht sogleich glauben, daß der fremde Jüngling Luisens Bruder sei. Es kamen mehrere Neugierige herbei. Der Eine sagte: „Freilich ist er Lischens Bruder; er sieht ihr ja gleich." Der Andere schüttelte den Kopf und sagte: „Trau — schau — wem!" Allein Konrad öff-

nete seine Brieftasche, legte seinen Lehrbrief, sein Wanderbuch und ein Zeugniß seines Ortspfarrers vor — und nun zweifelte Niemand mehr. Und als die Frau erst vernahm, wie die Kinder sich fanden, weinte sie die hellen Thränen.

„Mein Haus habe ich immer Luisen zugedacht," sagte sie; „es soll ihr auch bleiben, wenn sie gut und brav bleibt, wie bisher, und mir nicht ausartet und nicht den leichtfertigen Mädchen gleich wird, die, frech in Kleidung und Geberde, nichts wissen, als sich zu putzen und schlechten Vergnügungen nachzulaufen. Dir aber, guter Konrad, soll deßhalb doch auch geholfen werden. Gott hat mich mit zeitlichen Gütern gesegnet, und ich kann sie nicht besser anwenden, als Menschen damit glücklich zu machen. Ein Kupferschmied fehlt hier gerade. Der Alte ist seit einem halben Jahre todt und sein Haus ist feil. Das kaufe ich für dich, wenn du anders im Stande bist, dein Meisterstück zu machen, daß Meister und Gesellen es loben müssen."

Die Frau hatte dieses in der Freude ihres Herzens gesagt. Einige ihrer Verwandten, lauter reiche Leute, die aber hungriger nach Geld waren, als der Bettler nach einer Armensuppe, wollten es ihr ausreden. Allein sie war edel und standhaft genug, ihr Wort zu halten. Konrad wurde einer der angesehensten Bürger und der würdigsten Familienväter des Orts. Er hatte sich Luisens Freundin zur Hausfrau gewählt. Auch Luise ward sehr glücklich verheirathet.



Konrad hatte auch seines guten Lehrmeisters nicht vergessen. Nicht nur schrieb er ihm von Zeit zu Zeit Briefe, in denen das dankbarste Herz wahrzunehmen war; er bezeugte seinen Dank

auch durch die That. Als der brave Meister anfing zu altern, wenig mehr arbeiten konnte, seine Ehefrau durch den Tod verloren hatte, und durch die Kriegsvorfälle in seinen Vermögensumständen sehr zurück gekommen war, beschloß Konrad, ihn zu sich zu nehmen, reiste selbst zu ihm, ihn abzuholen, und behandelte ihn beständig mit einer Ehrerbietigkeit, Liebe und Dankbarkeit, als wäre der gute alte Mann sein leiblicher Vater. Eben so kindlich dankbar betrug Luise sich gegen ihre Pflegemutter. Die beiden alten Leute sagten gar oft: „Gott hat uns zwar nicht mit eigenen Kindern gesegnet, aber diese angenommenen Kinder machen uns so viele Freude, daß wir auch an eigenen Söhnen und Töchtern nicht mehr Trost und Freude hätten erleben können."

Die alte Kapelle im Walde ließen beide Geschwister gemeinschaftlich erneuern und Kon- ·d pflanzte auf dem schönen Hügel, auf dem ie stand, vier Linden. Auch das alte Gemälde, das von Alter unscheinbar geworden war und das ein geschickter Maler ausnehmend lobte,

ward gereinigt und aufgefrischt, und nahm sich nun ungemein schön aus. Wer in die Kapelle hineintrat, ward entzückt. Sie war schön hell und weiß, und gar freundlich blickten der blaue Himmel und die grünen Lindenzweige durch die spiegelklaren Fenster herein. Der einzige Altar glänzte wie weißer Marmor, und war einfach mit Golde verziert. Die schönste Zierde aber war das Gemälde. Die ungemeine Lieblichkeit der Farben und die Anmuth der Gestalten rührte Jedermann. Es stellte die heilige Familie vor. Die heilige Jungfrau saß, mit ihrem göttlichen Kinde auf dem Schooße, am Eingange ihrer Hütte, deren Wände mit Reblaub bewachsen waren. Der fromme Pflegevater bot dem Kinde ein zierliches Körbchen mit Trauben dar. Beide Eltern blickten voll Zärtlichkeit auf das Kind, und das Kind erhob andächtig die zusammengelegten Händchen und blickte mit unaussprechlicher Andacht zum Himmel. Auf einer Sei war etwas von einem Tischchen, mit weiblichen Arbeiten, auf der anderen Seite einiges Zimmermannsgeräth zu sehen — und unter dem

Gemälde stand mit großen goldenen Buchstaben der Reim geschrieben:

Bei Eintracht, Fleiß und Frömmigkeit
Wohnt himmlische Zufriedenheit.



nisse versetzt; allein Herchenbach weiß so natürlich und lebendig zu schildern und die Erzählungen athmen alle eine so wohlthuende Frische, daß man das Künstliche darüber vergißt. Ich habe mich vielfältig überzeugt, wie gern die Jugend H.'s Schriften liest. Dabei muß man es rühmend anerkennen, wie sehr Alles vermieden ist, was das sittliche und religiöse Gefühl verletzen könnte. Ich habe jedesmal eine aufrichtige Freude, wenn ich neue Erzählungen von Herchenbach zur Hand bekomme." Handweiser. Nr. 76.

Sämmtliche Erzählungsschriften

des

Verfassers der Beatushöhle.

Wohlfeile Ausgabe

in 16 Bden., jeder mit 2 Stahlst. à 36 kr. od. 11¼ sgr.

Inhalt:

1. Die Beatushöhle. 2. Bilder aus dem Leben. 3. Scenen und Gespräche. 4. Das Thal von Almeria. 5. Die irländische Hütte. 6. Blumenspende. 7. Sagen und Parabeln. 8. Der Einsiedler am Carmel. 9. Erzählungen und Mährchen 10. Der Köhler aus Valencia 11. Die Klausnerin am Karrenberge. 12. Die Negerin in Guayana. 13. Heinrich von Dinkelsbühl. 14. Geschichte von den Spielern. 15. Otto von Regensberg. 16. Elsbeth vom Riedhof.

Jede Erzählung ist auch einzeln zu haben, sowie auch von den sämmtlichen Werken einzelne Bändchen zur Vervollständigung der Reihenfolge verabfolgt werden.

Neu ist erschienen und ist auch als Erzählungsschriften 17r Band zu haben:

Idda von Tokenburg. Eine rührende Geschichte aus dem Ende des 12. und Anfang des 13. Jahrhunderts. Zur Erbauung, Beherzigung und Nachahmung in den Leiden und Drangsalen des Lebens. Dem frommen deutschen Volke und seiner reiferen Jugend neu erzählt. Mit Stahlst. 8. 36 kr. od. 11¼ sgr.

C. Weichselbaumer,

Erzählungen für die gebildete Jugend.

2 Bändchen. Mit 2 Stahlstichen. 8. à 54 kr. od. 17½ sgr.

Inhalt: I. Die Sclavin. Der Königsohn. Der Ritter und die Eidechse. Der Kanonenfresser. Der Ameisenkönig. Der wandernde Engel. Der Schuster. Die Brüder. Der Graf von Northumberland. Immer gerade aus, nicht rechts, nicht links. II. Die Blutrache. Die Thränen des Vaters. Die Rosenkönigin. Der Holzhauer. Aus der Lebensgeschichte des Grafen Albert. Der Abbé.

Schmid